



# Leseprobe

Boris Koch

## Die Drachenflüsterer-Saga

Drei Romane in einem Band  
- Das perfekte  
Weihnachtsgeschenk für  
Kinder ab 12

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



---

Seiten: 1136

Erscheinungstermin: 09. September 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Das perfekte Weihnachtsgeschenk für Kinder ab 12**

Der 15-jährige Ben ist nach dem Tod seiner Eltern ganz allein. In seinem Dorf gilt er als Außenseiter, der sich mehr schlecht als recht durchschlägt und davon träumt, dem Orden der Drachenritter beizutreten. Als ein Verbrechen geschieht und Ben verdächtigt wird, muss er das Dorf für immer verlassen – und begegnet auf seiner Flucht einem Drachen. Für Ben wird ein Traum wahr. Allerdings hat er nicht damit gerechnet, dass der Drache offenbar leicht verhaltensauffällig ist. Und nicht gewillt scheint, jemals wieder von seiner Seite zu weichen ...



### **Autor**

## **Boris Koch**

---

Boris Koch, Jahrgang 1973, wuchs auf dem Land südlich von Augsburg auf und studierte Alte Geschichte und Neuere Deutsche Literatur in München. Nach 15 Jahren in Berlin lebt er heute als freier Autor in Leipzig. Zu seinen Buchveröffentlichungen gehören »Die Drachenflüsterer-Saga«, die humorvolle Abenteuergeschichte »Das Kaninchenrennen« und der mit dem Hansjörg-Martin-Preis ausgezeichnete Jugendkrimi »Feuer im Blut«. Sein Roman »Vier Beutel Asche« wurde von der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur als Jugendbuch des Monats April 2013 ausgezeichnet.

## Das Buch

In Bens Welt gelten Drachen als unberechenbar, und man setzt alles daran, sie zu jagen und zu zähmen – eine Aufgabe, der sich der angesehene Orden der Drachenritter verschrieben hat. Seit Ben denken kann, will er dem Orden angehören. Doch dann begegnet er seinem ersten wirklichen Drachen, und von einem Augenblick zum nächsten ist nichts mehr, wie es einmal war: Denn Ben ist ein Drachenflüsterer, er versteht, was die majestätischen Geschöpfe denken und fühlen. Und er begreift, dass sie nicht von Natur aus böse sind – zumindest auch nicht boshafter als die Menschen.

Gemeinsam mit seinen Freunden Yanko und Nica macht er sich auf, so viele Drachen wie möglich vor den Rittern zu retten. Doch ihre Unternehmung wird nicht gern gesehen, und es beginnt eine abenteuerliche Reise, während der sie immer auf der Flucht sind und einzig von den Drachen, den Herren der Lüfte, unterstützt werden ...

## Der Autor

Boris Koch, Jahrgang 1973, wuchs auf dem Land südlich von Augsburg auf und lebt heute als freier Autor in Berlin. Für seinen Krimi *Feuer im Blut* erhielt er den Hansjörg-Martin-Preis, der Roman *Vier Beutel Asche* wurde von der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur ausgezeichnet.

BORIS KOCH

DIE  
DRACHENFLÜSTERER-  
SAGA

Der Drachenflüsterer  
Der Drachenflüsterer –  
Der Schwur der Geächteten  
Der Drachenflüsterer –  
Das Verlies der Stürme

Drei Romane in einem Band

Wilhelm Heyne Verlag  
München



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

7. Auflage

Copyright © 2008, 2010 und 2011 by Boris Koch

Copyright © 2013 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Catherine Beck

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,

unter Verwendung einer Illustration von © Luisa J. Preißler

Karte: © Andreas Hancock

Innenillustrationen: Dirk Schulz und Horst Gotta

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-53439-1

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für Mia, die inzwischen sogar alt genug ist,  
diese Geschichten zu lesen.*

*Für Nicki und Grobi und den geduldigen Süden.*

*Und für Claudia, die Drachen liebt.*

*Auch als Sammelband sind diese Romane noch immer für euch.*

# INHALTSVERZEICHNIS

## DAS GROSSTIRDISCHE REICH

8

### ERSTES BUCH

Der Drachenflüsterer

11

### ZWEITES BUCH

Der Schwur der Geächteten

345

### DRITTES BUCH

Das Verlies der Stürme

687

### BONUSMATERIAL

1083

Der Schoßdrache und das Kopfgeld.

Eine Drachenflüsterer-Erzählung

1085

Keine Angst. Eine gestrichene Szene

1109

Ein Interview mit Ben und Yanko

1119

Der unverwundbare Prinz

1125

## PROLOG

**B**en war elf Jahre alt und erkältet, als er den Ordensritter auf dem befreiten Drachen durch Trollfurt reiten sah. Milde Herbstwinde wehten von den schneebedeckten Berggipfeln herunter, und die ersten bunten Blätter sammelten sich raschelnd im Rinnstein der grauen Hauptstraße.

Der Drache hatte kohlschwarze Schuppen und war bestimmt zehn Schritt lang, sein mit kantigen Hornsplittern übersäter Schwanz schrappte zwischen den verdreckten Fahrinnen über das Pflaster. Die Schulterknubbel hinter seinem kräftigen Hals waren frisch vernarbt; hier hatten ihn bis vor Kurzem Samothes fluchbeladene Flügel versklavt, nun war er flügellos und frei. Freundlich blickten die großen hellgrünen Augen über die lange Schnauze in die Welt, zugleich strahlte sein majestätischer Körper Stärke und Macht aus.

Voller Ehrfurcht und atemlosem Staunen lief Ben mit einer ganzen Horde Jungen neben dem Fremden her.

Hinter ihnen ritt eine schöne junge Frau mit golden schillerndem Kopfschmuck auf einem schwarzen Pferd und führte einen mit allerlei Gepäck beladenen Schimmel am Zügel, doch Ben beachtete sie nicht. Er hatte nur Augen für den Drachen und seinen Ritter.

Dieser trug keinen Helm, die langen dunklen Haare wehten im Wind, und das erschöpfte, kantige Gesicht war unrasiert. Sein Kettenhemd aus wertvollem, gedämpftem Blausilber schimmerte selbst an diesem bewölkten Tag hell und klar, auch wenn es nicht von selbst leuchtete wie reines Blausil-



ber, das im tiefen Fels ruhte. Kein Rost, kein Schmutz, kein Schatten konnte den Glanz von Blausilber trüben. Die rote, ärmellose Tunika mit dem stilisierten gelben Drachenkopf, dem Symbol des Ordens, war von Reise und Kämpfen verdreht, doch der Ritter lächelte und winkte den Kindern zu, und Ben war sicher, dass er gerade ihn besonders lange angesehen hatte.

Deshalb nahm Ben all seinen Mut zusammen und näherte sich dem Drachen im Lauf, berührte die schwarzen Schuppen, die sich ganz kühl und rauer anfühlten, als er gedacht hatte, nicht so glatt wie ein perfekter Flusstein oder gar ein Fingernagel. Fast wie die Hornhaut auf seiner Fußsohle, nur noch härter und unverletzbar. Die Berührung kribbelte, so aufgeregt war Ben, und er zog die Hand schnell wieder zurück. Dabei musste er niesen.

Die anderen Jungen hatten es gesehen und drängten ihn nun ab, um ihrerseits den Drachen zu berühren. Sie schoben ihn einfach zur Seite wie immer, wenn er ihnen im Weg war.

»Vorsicht, Kinder«, brummte der Ritter, als das Gedränge um ihn zu eng wurde. »Nicht, dass einer unter Nachthimmels Füße stürzt.«

*Nachthimmel.* Lautlos wiederholte Ben den Namen des Drachen, flüsterte ihn sich vor, während er von den zurückweichenden Jungen noch weiter abgedrängt wurde und sich ein trockener Husten seiner Kehle entrang. Neugierige Mädchen wurden von ihren besorgten Eltern zurückgehalten, welche ebenfalls auf die Straße geeilt waren, um den Ritter zu betrachten und ihm Grußworte zuzurufen, die er freundlich erwiderte. Viel zu lange war kein Mann des Ordens mehr hier gewesen.

Auf dem Marktplatz bog der Ritter in die alte Handelsstra-

ße ein, die den rauschenden Dherrn hinabführte, hinaus aus der Stadt, vorbei an Weiden und Feldern und dann durch den Wald ins Landesinnere. Ohne anzuhalten, nicht einmal, um die Tiere zu tränken, verließ er die Stadt, noch immer lächelnd und grüßend. Die Erwachsenen tuschelten und schimpften, weil er nicht einmal auf ein Bier geblieben war, um Geschichten aus der Ferne zu erzählen. Mit verbitterten Gesichtern murmelten sie, dass der Orden der Drachenritter Trollfurt vergessen habe.

»Schlimme Zeiten brechen an«, brabbelte der weißhaarige Konaan, der nur noch einen einzigen Zahn im Mund hatte und jeden Herbst das Ende der Stadt kommen sah, an gewitterdunklen, stürmischen Abenden gar das Ende der Welt.

Doch Ben war dies alles egal. Er hatte einen Drachen gesehen!

Lachend lief er nach Hause, stürmte in das kleine Haus am linken Flussufer, in dem er mit seiner Mutter lebte, und rief: »Mama! Ich will Drachenritter werden! Ich ...«

»Wo warst du?«, unterbrach sie ihn scharf. »Du bist krank.« Eine Strähne war dem ausgebleichenen Haarband entkommen und hing ihr ins ausgemergelte Gesicht mit den blassen, schmalen Lippen. Eine dünne Schicht Mehl bedeckte ihre bloßen Arme, und auch auf dem abgetragenen, ehemals nachtblauen Rock waren Flecken aus staubigem Weiß zu erkennen. Mit den Händen stützte sie sich auf der Tischplatte ab, bis eben hatte sie sauren Apfelkernbrotteig geknetet. Ihre trüben Augen glänzten.

»Auf der Straße, da war ein riesiger schwarzer Drache mit einem Ritter und ... Ich will Drachenritter werden, weil ...«

»Du wirst nie ein Drachenritter«, unterbrach sie ihn erneut und kam auf ihn zu. »Dein Vater war ein nichtsnutzi-

ger Rumtreiber, und du bist ein nichtsnutziger Rumtreiber!«, schrie sie plötzlich, und dann verpasste sie ihm einen Schlag auf den Hinterkopf.

Ben wurde von dem Schlag völlig überrascht. Doch dann roch er ihren säuerlichen Atem und sah den leeren Weinkrug auf dem Tisch stehen. Den zweiten Schlag sah er kommen, aber er wagte nicht, auszuweichen, das würde alles nur schlimmer machen.

»Der hohe Herr wird also ein Drachenritter! Dass ich nicht lache«, keifte seine Mutter noch einmal und stierte ihn an. »Schlimmer als der Vater, das Balg ist schlimmer als der Vater.«

Das wusste er nicht, denn an seinen Vater konnte er sich nicht erinnern. Mit einem Fußtritt schickte sie ihn ins Bett und wäre dabei beinahe gestolpert. Wenn sie zu viel getrunken hatte, nannte sie ihn immer das Balg und behandelte ihn wie einen Hund. Und sie trank oft, deshalb war er gern und viel auf den Straßen Trollfurts unterwegs.

Gehorsam und still ging Ben in das angrenzende Zimmer und rollte sich auf dem Strohsack zusammen, obwohl es draußen noch hell war. Er hustete, starrte aus dem Fenster und lauschte angespannt auf die Geräusche aus der Küche, wo seine Mutter weiter den Teig knetete und vor sich hinfluchte.

Egal, was sie auch sagte, er würde doch ein Drachenritter werden. Er würde eine Klinge aus Blausilber und eine Rüstung tragen, und er würde zahlreiche Drachen von Samoths Fluch befreien. Eines Tages würde er auf einem Drachenrücken sitzen, das schwor er sich. Und dann würde sie Augen machen.

Erst lange nach Sonnenuntergang schlief er ein, und er träumte davon, wie er auf einem großen, schwarzen Drachen durch ferne, schöne Länder ritt.

## NÄCHTLICHER ZAUBER

**N**atürlich geht eine tote Ratte auch, aber eine Drachenschuppe wirkt viel besser.«

»Wenn ich eine Drachenschuppe hätte, würde ich die nicht wegen einer Warze verschwenden. Eine tote Ratte bekommt man viel leichter noch mal neu.«

»Nimm, was du willst, Hauptsache, du sagst den passenden Spruch dazu. Und zwar unbedingt um Mitternacht auf dem Friedhof.«

Ben nickte, in dem Punkt waren sich er und sein bester und einziger Freund Yanko einig. Ben war ein drahtiger Junge von fünfzehn Jahren mit unscheinbar graublauen Augen, schmalen Wangen, stets ungekämmtem braunem Haar und flinken Fingern. Die Risse in seiner dunklen Leinenhose waren mehrmals notdürftig genäht worden, überall prangten bunte, ausgefranste Flicker in unterschiedlichster Form und Größe. An den Beinen war die Hose bereits im letzten Jahr zu kurz gewesen, doch das scherte ihn nicht, nicht jetzt, im Sommer. Sein Hemdkragen stand offen, weil die obersten Knöpfe abgerissen waren und er noch keine neuen gefunden hatte.

Yanko dagegen hatte schalkhaft-unruhige dunkle Augen und war kräftiger gebaut, jedoch zwei Fingerbreit kleiner. Irgendwann werde er Ben noch überholen, sagte er immer, er sei ja schließlich auch hundert Tage jünger. Das dunkle Haar schnitt ihm seine Mutter jeden zweiten Samstag ganz kurz, damit er es sich in der Schmiede des Vaters nicht versengte.

Sein helles Hemd knöpfte er stets anständig zu, bevor er nach Hause ging. Unter dem Hemd trug Yanko einen abgegriffenen Glücksgroschen an einem Lederband.

Vertieft in ihr Gespräch über Warzen, saßen sie auf dem blutroten Felsen, von dem vor vielen Jahren der grausame Raubritter Erkendahl in den Tod gestürzt war. Das war bereits so lange her, dass der Geist des Räubers seit ihrer Geburt nicht mehr gesichtet worden und der Platz nun gefahrlos war. Dennoch kamen nicht viele Menschen hier herauf, seit die Blausilbermine weiter oben geschlossen worden war.

»Zeig mal die Ratte«, verlangte Yanko, und Ben kramte sie aus der geräumigen Hosentasche heraus und gab sie ihm.

»Die ist ja ganz weiß, das ist gut. Das ist sehr gut.«

»Das *wäre* gut, wenn sie nicht den grauen Fleck auf der rechten Seite hätte.«

»Hm.« Kritisch drehte Yanko das tote Tier im hellen Sonnenlicht hin und her. Das Fell war zerzaust, ein Vorderfuß verdreht, doch sonst sah die Ratte noch ganz passabel aus. Prüfend roch Yanko an ihr und nickte. »Hat noch nicht angefangen zu stinken.«

»Hab sie heute früh ganz frisch gefunden.«

»Wo?«

»Hinter dem Haus des Schulmeisters.«

»Das passt«, sagte Yanko, auch wenn Ben nicht wusste, was daran passen sollte. Yanko gab ihm die Ratte zurück. »Das ist eine gute Ratte, deine Warze ist so gut wie weg.«

Ben schob sie wieder in die Tasche, ganz vorsichtig, nicht dass jetzt noch der Kopf oder der Schwanz abbrachen, dann wäre sie unbrauchbar. Wenn Yanko sagte, es war eine gute Ratte, dann stimmte das auch. Er musste gut auf sie aufpassen. Ben spuckte auf die dicke Warze auf dem oberen Ge-

lenk seines linken Daumens und verrieb den Speichel langsam, während er ins Tal hinunterblickte.

Das Städtchen Trollfurt lag zu ihren baumelnden Füßen in der warmen Nachmittagssonne, geteilt durch den glitzernden Fluss Dherrn. An seinem rechten Ufer standen die meisten bewohnten Häuser, vor allem die der angesehenen Familien, der große weiße Tempel des Sonnengottes und der verwinkelte, vieleckige Tempel aus bemaltem Granit für die anderen Götter. Das Rathaus, die ehrbaren Geschäfte und das Spital des miesepetrigten Heilers Torreghast fanden sich dort ebenso wie die Gasthöfe, das Standbild des Trollbezwinners und Drachenreiters Dagwart, das Schulhaus und einfach alles Wichtige.

Ben selbst lebte auf der linken Seite des Flusses und sogar ein gutes Stück von der Brücke entfernt. Direkte Nachbarn hatte er keine, die meisten Häuser auf der linken Dherrnseite waren verlassen und mehr oder weniger verfallen. Dort hatten die Familien der Minenarbeiter gelebt, bevor die Mine geschlossen wurde und die Arbeiter weitergezogen waren, nach Graukuppe, Drakenthal und in andere Städte, wo nach Metallen oder Stein geschürft wurde. Ben hatte sich aus den verlassenem Gebäuden schon den einen oder anderen Ziegel geholt, um sein Dach auszubessern. Auch wenn ihm ein bisschen Regen eigentlich nichts ausmachte.

»Magst du heute Nacht mit auf den Friedhof kommen?«, fragte Ben, weil man ja nie wusste, ob nicht doch ein Geist auftauchte, selbst wenn nicht Freitag war.

»Spinnst du? Wenn der Zauber funktionieren soll, musst du allein sein.«

»Sicher?«

»Ganz sicher. Der alte Jorque hat einmal sogar drei Freun-

de auf den Friedhof mitgenommen, als er sich eine Warze von der Zehe weggezaubert hat, und sie alle haben zugesehen, und das hat den Zauber ins Gegenteil verwandelt. Drei Tage später sprossen ihm auf dem ganzen Fuß Warzen, eine direkt neben der anderen, und dann wuchsen Warzen auf den Warzen. Der Jorque hat in keinen Stiefel mehr gepasst! Bald war der Fuß doppelt so groß wie sein gesunder, und dann sogar dreimal so groß. Die Warzen haben derart gewuchert, du hast ihnen beim Wachsen richtig zusehen können. Was immer er fortan versucht hat, nichts hat geholfen, sie haben ihm den Fuß abnehmen müssen, und Jorque wurde zum Säufer, um das alles zu vergessen. Seine drei Freunde sind davongelaufen, weil sie es nicht mehr ausgehalten haben in Trollfurt. Es tut mir leid, Ben, aber du musst allein auf den Friedhof. Dich zu begleiten, ist viel zu riskant.«

Ben nickte dankbar. Dabei hatte er immer gedacht, Jorque hätte seinen Fuß vor Jahren in der Mine verloren, aber das sagte der alte Mann wohl nur, weil es besser klang und ihm die Leute so immer mal eine Münze zusteckten. Es war wirklich gut, dass Yanko so viel wusste. Ben wollte sich gar nicht ausmalen, wie sich ein wild wucherndes Warzengebirge über seine Hand ausbreitete.

Sie kletterten vom Raubritterfelsen und stiegen langsam wieder nach Trollfurt hinab, denn Yanko musste pünktlich zum Abendessen zu Hause sein. Am Stadttor verabschiedeten sie sich und verabredeten sich für den nächsten Morgen, um am oberen Fonksee zu fischen. Einen Moment lang sah Ben seinem Freund nach, der pfeifend und mit den Händen in den Taschen die Straße entlanglief, dann schlenderte er langsam in Richtung Brücke. Auf ihn wartete niemand mit dem Essen.

Seit dem Tod seiner Mutter lebte Ben allein und hielt sich mit dem Verkauf von Fischen und anderen Gelegenheitsarbeiten über Wasser oder klaubte sich mal bei diesem, mal bei jenem Bauern einen Apfel oder einen Eimer Kartoffeln. Die Knechte drückten meist ein Auge zu und hetzten die Hunde nicht auf ihn, doch die meisten guten Familien verboten ihren Kindern, mit ihm zu reden oder – schlimmer noch – etwas zu unternehmen. Ben ging weder zur Schule noch arbeitete er; ein schlimmeres Vorbild konnten sich die besorgten Väter und Mütter nicht vorstellen. Und nur Yanko pfiff auf die Meinung seiner Eltern.

Eine gute Weile nachdem die Sonne untergegangen war, spuckte Ben noch einmal auf die Warze und machte sich auf den Weg zum Friedhof. Der Himmel war sternenklar, der Mond noch immer halb voll, darum war diese Nacht nicht stockfinster. Trotzdem war ihm nicht wohl bei dem Gedanken, allein auf den Friedhof zu gehen. Doch die Warze störte ihn zu sehr, sie juckte und schien zu wachsen, sie musste einfach weg. Vier- oder fünfmal hatte er sie bereits rausgeschnitten, doch sie war immer wieder nachgewachsen. Es war eine von den Warzen, die nur mit einem Zauber zu bezwingen waren. Er hoffte, dass die meisten Toten dort spukten, wo sie gestorben waren, nicht da, wo sie begraben lagen.

Ohne einen Menschen zu treffen, gelangte er bis zur Brücke und überquerte den Fluss. Aus dem *Goldenen Stier* drangen noch Licht, trunkenes Lallen und lautes Gelächter, sonst war es auch auf der rechten Seite des Dherrn ruhig. Ben schlich weiter, folgte der Hauptstraße zum Marktplatz und wäre fast über einen herausstehenden Pflasterstein gestolpert. So schlug er sich nur die Zehe an und fluchte leise vor sich



hin. Kleine Pfoten eilten im Dunkeln davon, wahrscheinlich eine Ratte oder eine nachtaktive Echse, die er aufgescheucht hatte. Dann herrschte wieder Stille.

Auf dem Marktplatz ging er direkt zur Wasseruhr hinüber, die zwischen Rathaus und Tempel stand. Sie funktionierte wie eine Sanduhr; das klare Glas, aus dem sie gefertigt war, stammte aus Venzara, der hängenden Stadt an der Lagune der Zersplitterten Titanen, und sie war so hoch wie drei ausgewachsene Männer. Trotz ausgeklügelter Mechanik brauchte es auch drei ausgewachsene Männer, um sie jeden Mittag umzudrehen. In vierundzwanzig Stunden lief das Wasser aus dem oberen Zylinder durch die Gefäßverengung in der Mitte der Uhr in den unteren Zylinder. An der Strichskala auf den Zylindern konnte man ablesen, wie spät es war. Yanko hatte ihm einmal erklärt, warum Wasseruhren genauer gingen als Sonnenuhren, aber Ben hatte es wieder vergessen. Er machte sich nur selten etwas aus der genauen Uhrzeit.

Das brackige Wasser stand irgendwo zwischen der elften und zwölften Stunde, er hatte also noch genug Zeit; der Friedhof war nicht weit. Ben drehte sich um und schlenderte zu Dagwards Standbild, das in der Mitte des Marktplatzes thronte.

Der Held Dagwart hatte vor drei oder vier Jahrhunderten die damals zahlreichen Trolle in die Berge zurückgeschlagen. In einer letzten großen Schlacht im Tal waren die grauen, menschenfressenden Kreaturen auf der Flucht durch den Dherrn so zahlreich gefallen, dass ihre steinernen Leiber den Fluss beinahe aufgestaut hatten. Und als sie nach ihrem Tod wieder zu Fels wurden, ihr Blut und ihre Tränen zu Sand, bildeten sie im Dherrn am Fuß der Berge eine Furt. An dieser Stelle gründete Dagwart eine Siedlung und nannte sie im

Gedenken an seinen großen Sieg Trollfurt. Von hier aus unternahm er zahlreiche Streifzüge in die Berge, um die letzten Trolle zu jagen und sie endgültig zu vertreiben.

»Heute gibt es keine Helden wie Dagwart mehr«, sagten die Leute in Trollfurt, und dann klangen immer Respekt und zugleich Tadel für die Nachfahren des oft besungenen Stadtgründers in ihren Stimmen mit.

Das Standbild war noch ein Stückchen größer als die Wasseruhr. Der imposante Trolltöter hatte sein Schwert erhoben und ritt auf einem flügellosen Drachen, der dreimal so groß wie ein Pferd war und sich angriffslustig auf die Hinterbeine erhoben hatte, die vorderen Klauen hochgereckt. Ben klammerte sich an Dagwarts linkes Knie, setzte den Fuß auf den Stiefel des Helden und zog sich hoch. Die Bronze war überall kühl, und die geschuppte Haut des Drachen fühlte sich rau an. Ben kletterte vor Dagwart in den Sattel und plumpste hinein, dann rieb er mit den Händen über die Schulterknubbel des Drachen. Das brachte bei lebenden Drachen Glück und konnte hier sicher nicht schaden. Daran glaubten die meisten Kinder in Trollfurt fest, deshalb war die Bronze an den Knubbeln ganz glatt gerieben.

Eine Weile ließ er die Hände auf den Knubbeln liegen und blieb einfach sitzen. Irgendwann würde er auf einem echten, lebendigen Drachen reiten, nicht immer nur nachts auf diesem Standbild. Er hatte nie vergessen, was er sich vor Jahren geschworen hatte, als er den Drachenritter gesehen hatte. Zweimal schon hatte er seine Sachen gepackt gehabt, doch das nächste Ordenskloster war weit, und plötzlich waren Zweifel in ihm erwacht. Weshalb sollte der Orden einen zerlumpten Jungen wie ihn überhaupt aufnehmen? Er gehörte nicht zu den unfreien Knechten, doch eine angesehene Familie hatte

er auch nicht vorzuweisen. Er hatte gar keine, und er wusste nicht, ob man den Orden belügen konnte wie einen normalen Menschen. Wieso sollte der mächtige Orden ihn aufnehmen, wenn er nicht einmal in seiner unbedeutenden Heimatstadt akzeptiert wurde? Betrübt hatte er seine spärliche Habe wieder aus dem Rucksack genommen und auf die Bretter geräumt. Noch hatte er hier ein Dach über dem Kopf und einen Freund. Außerdem wusste er, wie er ohne Schule, Arbeit und größere Scherereien durchkam. Hatte er gerade keinen Ärger am Hals, war er frei wie ein Vogel. Also war er geblieben, um auf den nächsten Drachensitter zu warten. Ihn würde er fragen, wie er das Ritterwerden anstellen sollte, doch seit fast drei Jahren war keiner mehr in Trollfurt gewesen, nicht einmal hindurchgeritten. Trollfurt lag einfach am vergessenen Ende der Welt.

Ben rieb noch einmal über die Knubbel, um ganz bestimmt keinen Geistern zu begegnen, glitt wieder vom Standbild hinunter und schlich zum Friedhof am Stadtrand.

Das alte eiserne Tor war abgesperrt. Bei dem gespaltenen Olivenbaum stieg Ben über die Mauer und landete auf der anderen Seite zwischen zwei alten Grabsteinen. Sie waren klein und schief, und einer hatte eine abgeschlagene Ecke.

»Bleib aber bloß nicht am Rand, der Zauber ist stärker, je weiter du zur Mitte des Friedhofs kommst«, hatte Yanko gesagt, und so schlich Ben zwischen den Gräbern und Bäumen entlang zum Brunnen im Zentrum, der unweit der Toteneiche stand.

Das Mondlicht fand nur selten den Weg bis zum Boden, die Schatten unter den zahlreichen Baumkronen waren tief und für seine Augen kaum zu durchdringen. Ein Mondhähler stieß sein klagendes Krächzen aus, dann war weiter nichts zu hören als Bens vorsichtige Schritte.

Die Grabsteine wirkten in der Nacht viel massiger und dunkler. Hier und da schimmerte ein Stein sanft im Mondlicht, doch die meisten schienen selbst die kleinste Helligkeit aufzusaugen. Immer wieder sah sich Ben um, aber Geister konnte er keine entdecken. Doch hatte sich dort, unter den drei ausufernden Weidenbäumen um das gedrungene, breite Grab, nicht etwas bewegt? War das überhaupt ein Grab, oder kauerte dort irgendetwas? Ben vernahm kein Geräusch, aber das hatte nichts zu bedeuten. Geister bewegten sich schließlich lautlos, sie machten nur Lärm, wenn sie es wollten.

Ein gutes Stück links von ihm raschelte etwas.

Ben wich nach rechts und wurde mit jedem Schritt schneller, sah nach links und rechts und wieder nach links, dann nach rechts. Doch was in den dunklen Schatten steckte, konnte er nicht erkennen. Das letzte Stück zum Brunnen rannete er beinahe. Verflucht, hoffentlich erschien ihm nicht seine Mutter!

Ben schielte hinüber zur Toteneiche, deren Blätter jedoch schwiegen. Sie war bei der Stadtgründung mit Hellwahs Segen gepflanzt worden, bevor der erste Tote hier begraben wurde; so, wie es sich gehörte. Seither hatte sie mit ihren weit verzweigten magischen Wurzeln einen Teil der Seele eines jeden aufgenommen, der hier begraben lag. Nicht viel, den Toten sollte es im Nachleben an nichts mangeln, sie sog nur eine winzige Ahnung von ihnen aus der Erde, auf dass sie nicht vergessen wurden und der Stadtgemeinschaft zugehörig blieben, und formte Blätter nach den Gesichtern der Verstorbenen aus. Die Blätter wisperten im Wind – hörte man ihnen lange genug zu, konnte man deutlich Worte verstehen, hörte, was die Toten einem zuraunten. Manch einer fragte vor wichtigen Entscheidungen hier seine Ahnen um Rat, al-

lerdings nie nachts. In der Nacht verbargen sich oft Schattenkrähen zwischen den Ästen und mischten ihre dämonischen, falschen Ratschläge unter das Wispern der Toten, um die Lebenden zu Untaten zu verleiten. Ben hatte noch keine Frage an seine Mutter gerichtet, er hatte noch nicht einmal nach ihrem Blatt gesucht. Auch jetzt hatte er nicht mehr als einen flüchtigen Blick für die Toteneiche übrig, sie war ihm unheimlich.

Es musste längst Mitternacht sein. Hastig zerrte er die Ratte aus der Hosentasche, legte das tote Tier auf den Brunnenrand und beruhigte sich. Hier war nichts, nichts und niemand. Es gab keinen Grund zur Panik, und er durfte jetzt keinen Fehler machen.

Noch einmal atmete er aus, dann holte er von tief unten Speichel hoch. Dreimal spuckte er auf die Warze, dreimal rieb er mit der Ratte über sie hinweg und murmelte die Beschwörung, die er von der alten Magd Irbanij gelernt hatte:

»Speichelfluss und Rattenzahn,  
die Warze muss ins Jenseits fahr'n.  
Bei Toten ruh'n in Ewigkeit,  
Für mich ist sie Vergangenheit.«

Dann packte er die Ratte am Schwanz, stellte sich mit dem Rücken zum Mond und wirbelte sie dreimal über dem Kopf, um mit einem zweiten Zauber auf Nummer sicher zu gehen.

»Flieg hinfort, du Rattenvieh,  
mit dir mit die Warze zieh.  
Halt sie fest am fremden Ort,  
Nimm sie von mei'm Daumen fort.«

Er ließ das Tier los, so dass es über seine linke Schulter geschleudert wurde, und hörte, wie es durch das Laub rauschte und dann irgendwo aufschlug. Erleichtert atmete er durch. Das wäre geschafft, die Warze war er los.

In diesem Moment der Erleichterung entdeckte er plötzlich ein schwaches Licht am östlichen Ende des Friedhofs, dort, wo auch seine Mutter lag, gleich neben den Opfern des großen Minenunglücks, das dreißig Jahre zurücklag. Langsam und ruckelnd schwebte es herbei. Ben stand starr vor Angst. War das ein Irrlicht? Oder doch eine verdammte Seele?

Da nahm er leises Murmeln und schlurfende Schritte wahr und wollte schon erleichtert aufatmen, weil es wohl doch ein lebender Mensch war, oder auch mehrere, die mit einer Laterne unterwegs waren. Aber dann fragte er sich, was jemand um Mitternacht auf dem Friedhof tat, wenn er nicht gerade eine Warze loswerden wollte? Konnte der Zauber jetzt schon wirken, oder würde seine Warze auch dann zu wuchern beginnen, wenn ihn nur jemand sah, solange er noch auf dem Friedhof war? Das wollte er nicht riskieren, und so huschte er möglichst leise und rasch davon. Einmal noch drehte er sich kurz um, aber das Licht war entweder hinter den Bäumen verschwunden, oder der Besitzer hatte es gelöscht, weil er Ben gehört hatte. Er rannte noch schneller, immer nah an großen Gräbern und Bäumen entlang, um nicht gesehen zu werden. Er wollte schließlich keine riesige Warzenhand bekommen!

Keuchend erreichte er die Mauer, kletterte über einen alten, verwitterten Grabstein am Rand des Friedhofs auf sie hinauf und sprang auf der anderen Seite in den Olivenbaum, hangelte sich dort hinab und hetzte davon. Niemand folgte ihm.

## EIN NEUES GESICHT

Und du hast keine Ahnung, wer das auf dem Friedhof war?«, fragte Yanko am nächsten Tag, als Ben ihm sein nächtliches Abenteuer erzählt hatte.

»Nicht die geringste.«

Sie saßen in der heißen Mittagssonne auf dem kurzen, alten Steg des oberen Fonksees und hatten die Angeln ausgeworfen, der Friedhof war fern.

Der See war nicht groß, maß vielleicht hundert, höchstens hundertfünfzig Schritt im Durchmesser, doch sein Grund fiel rasch und steil ab, er musste ungeheuer tief sein. An seinem anderen Ufer erhob sich das Wolkengebirge, dessen kahle Gipfel mit Schnee bedeckt waren, selbst im Sommer. Ben konnte sich nicht vorstellen, dass die Trolle nun dort oben in der Kälte lebten, vielleicht waren sie ja weitergezogen, in die Länder nördlich davon. Fahrende Händler hatten erzählt, dass die Menschen jenseits der Berge selbst fast wie Trolle aussahen, in primitiven Holzhütten ohne Fenster lebten und grob und laut feierten.

Mehrere Bäche und Rinnsale von den Gipfeln ringsum flossen in den Fonksee, der beinahe reglos dalag. Nur manchmal kräuselte sich die Oberfläche, wenn ein Fisch in ihrer Nähe nach einem Insekt oder anderem Futter schnappte. Ein sanftes Plätschern war über das leise Rauschen der Schleierfälle hinweg kaum zu hören.

Das Wasser aus den Bergen verließ den Fonksee nur wenige Schritte neben dem Steg, es floss hinüber zu dem be-

stimmt dreihundert Schritt hohen Abhang in ihrem Rücken und stürzte als Schleierfälle über mehrere Stufen hinab ins Tal, wo es sich mit dem Dherrn vereinte und durch Trollfurt hindurch weiter in den Süden floss. Wenn seine Mutter ihn früher schlimm geschlagen hatte, hatte Ben unterhalb der schimmernden Schleierfälle kleine Holzboote ins Wasser gelassen und sich gewünscht, er würde selbst an Bord sein und nach Süden getragen werden. Das hatte er sich bis zu dem Tag gewünscht, an dem er ein Boot in den Wellen hatte kentern sehen, danach hatte er sich vorgestellt, seine Mutter wäre an Bord.

Seine Mutter hatte nie ein Boot betreten, doch sie war tatsächlich im Dherrn gestorben. Eines Nachts vor über zwei Jahren, nachdem sie Ben wieder einmal als Nichtsnutz beschimpft und geschlagen hatte und er sich mit Zornestränen auf dem Strohsack hin und her gewälzt und geschworen hatte, eines Tages würde er sich rächen, irgendwie, war sie im Suff von der Brücke gefallen oder gesprungen. Eigentlich glaubte er nicht, dass seine Wünsche ihr den Tod gebracht hatten, aber seitdem war er dennoch vorsichtig mit den Gedanken gewesen, die er den kleinen Holzbooten mitsandte.

Die wenigen Trollfurter, die zur Beerdigung gekommen waren, hatten ihm kondoliert, doch in den meisten Gesichtern war so wenig Bedauern zu lesen gewesen wie in seinem eigenen.

»So ganz ohne Eltern wird es schwer für dich«, hatten sie ohne viel Mitleid gesagt, eine einfache Feststellung, und seither behandelten sie ihn so, dass dieser Satz auch wirklich zutraf. Auch nach ihrem Tod blieb er für alle der Sohn der verachteten, verlassenen Säuferin. Seitdem schlug er sich allein durch.



Immer wieder schielte Ben auf seine Warze. Über Nacht war sie zwar nicht verschwunden, aber immerhin auch nicht gewachsen. Er würde das im Auge behalten.

»Bist du sicher, dass es kein Geist gewesen ist?«

»Ich weiß nicht. Hauptsache, mich hat niemand gesehen.«  
Wer wusste schon, was Warzen anstellten, wenn der Zauber nicht von einem Menschen, sondern einem Toten beobachtet wurde? Oder gar mehreren Toten? Würde die Warze dann nicht nur wuchern, sondern sogar vor sich hinfaulen, so wie das lebende Tote taten? Ben mochte gar nicht daran denken.

»Und das Licht ist aufgetaucht, direkt nachdem du die Ratte fortgeschleudert hast?«

»Ja, zumindest habe ich es erst dann gesehen.«

»Und du bist sicher, dass du die richtigen Worte gesagt hast?«

»Ja, Yanko. Ganz sicher!« Oder hatte er nicht? Er konnte doch gar keinen Zauber wirken, der Geister herbeirief. Außerdem war das Licht kein Geist gewesen.

»Aber was, wenn ...«, setzte Yanko noch einmal an, dann riss etwas an seiner Angelrute. Er hielt dagegen und holte die Schnur langsam ein. Es war ein fetter Regenbogenflächler, ein wirklich dicker Brocken. Der wog sicher ein Dutzend Pfund, und als sie ihn aus dem See gezogen hatten und zu den zwei kleinen Lyngelen in den Eimer warfen, war dort kein Platz mehr für weitere Fische. Yanko beharrte darauf, dass das der größte Regenbogenflächler war, den er je gesehen hatte, und Ben musste zugeben, dass er selbst nie einen größeren gefangen hatte.

Der Friedhof war vergessen.

Sie legten sich auf den Steg, sahen in den klaren blauen Himmel und sprachen über die größten Fische Trollfurts, und

dann über die größten Fische der Welt. Obwohl sie dazu natürlich auf Gehörtes zurückgreifen mussten und nur Vermutungen anstellen konnten, denn viel hatten sie von der Welt noch nicht gesehen.

»Lass uns zur Mine übergehen«, schlug Yanko, der nie lange ruhig sitzen konnte, schon bald vor.

»Aber was willst du denn da? Da ist der alte Eingang zugenagelt.«

»Ich will doch auch nicht hinein, ich bin ja nicht verrückt. Ich will nur an den Brettern lauschen, ob man was hören kann.«

»Was soll man da hören können?«, wollte Ben wissen. Wenn Yanko ein solches Gesicht zog, fragte man besser nach.

»Ich weiß nicht. Deshalb will ich doch lauschen, ob man was hören kann. Wenn wir einen Höhlenalb lachen hören, dann wissen wir, dass die Mine wirklich wegen eines Höhlenalbs geschlossen wurde.«

»Aber ich will keinen Höhlenalb lachen hören«, erwiderte Ben. Das konnte selbst einen gestandenen Mann um den Verstand bringen.

»Deshalb müssen wir ja mittags hin. Wenn man in der Sonne steht und auf frischem Gras kaut, dann kann einem nichts passieren. Das bricht den Zauber des Albs.«

»Das ist gut. Aber woher weißt du, wie das Lachen eines Höhlenalbs klingt?«

Yanko wusste es nicht, doch er sagte, sie würden das schon erkennen. Er würde nur gern wissen, warum die Mine vor gut zehn Jahren geschlossen worden war. Damals waren Ben und Yanko noch zu klein gewesen, beide konnten sich nicht erinnern. Ben war fünf gewesen, und sein Vater schon verschollen. Mit der Mine hatte Ben nichts zu schaffen gehabt.

»Ich schätze, sie war einfach erschöpft«, sagte er, weil ihm das seine Mutter erzählt hatte, und sie konnte schließlich nicht immer gelogen haben.

»Ja, aber warum? Warum war sie erschöpft?« Yanko zählte die möglichen Gründe an den Fingern ab. »Der Müller-Taque sagt, es wäre der Fluch eines rachedurstigen Trollschamanen gewesen, der die Mine erschöpft hätte. Der alte Hender hat mir einmal erzählt, immer, wenn sie auf eine vielversprechende Stelle gestoßen waren, hätte diese kein Erz mehr hergegeben, sondern begonnen zu bluten. Manche behaupten sogar, es wäre so viel Blut geflossen, dass sieben Arbeiter ertrunken wären, bevor sie die Mine geschlossen hätten. Tagues Vater glaubt, ein Höhlenalb hat die Arbeiter verwirrt, und sie haben fortan an den falschen Stellen gegraben, und die Mine ist gar nicht erschöpft, sondern noch immer voller Blausilber. Und Yhmas hat gehört, die Mine wurde geschlossen, weil dort Kristallwasser gefunden wurde, und jeder Ort mit Kristallwasser geht automatisch in den Besitz eines geheimen Ordens im Dienste des Königs über. Aber Yhmas redet ja die meiste Zeit Unsinn.«

»Was ist Kristallwasser?«, fragte Ben, der davon noch nie gehört hatte.

»Siehst du? Das meine ich. Yhmas redet den ganzen Tag Unsinn.« Yanko stand auf. Er warf sich die Angel über die Schulter und griff sich den Eimer.

Ben stapfte ihm hinterher. Zur Mine war es nicht weit, zehn oder fünfzehn Minuten Weg, der kaum bergauf führte. Schon von Weitem sahen sie den riesigen Eingang zur Mine. Er war übermannshoch, doppelt so breit, lag nach Süden hin und wurde somit von der Sonne direkt angestrahlt. Der Eingang war nicht einfach nachlässig mit ein paar Brettern ver-

nagelt worden, vielmehr hatte man eine massive Konstruktion aus schweren Bolzen und Balken in die Felswand und den Boden versenkt. Nicht einmal eine Eidechse konnte sich dort durchzwängen. Inmitten der Konstruktion befand sich eine eisenbeschlagene Tür mit einem schweren Schloss. Ziemlich viel Aufwand für eine Mine, in der nichts mehr zu holen war. Zudem hatte man ein bürgermeisterlich besiegeltes und inzwischen von zahlreichen Tieren zerkratztes Eisenschild an das Holz genagelt, auf dem stand:

P R I V A T B E S I T Z !

BETRETEN BEI STRAFE VERBOTEN!

Interessierte Käufer wenden sich bitte an den Bürgermeister Trollfurts oder direkt an eine Niederlassung der Kaufmannsfamilie Vestapan.

Sie rissen ein paar Büschel Gras aus, stopften sie sich in die Mäuler und näherten sich kauend der Tür. Ben spuckte einen kleinen blauen Wurm aus, der versehentlich mit hineingelangt war. Dann legten sie die Ohren an das warme Holz. Ben hielt die Luft an und kaute nur noch langsam und leise, doch er konnte nichts hören. Nur ein paar Vögel zwitscherten, Wind ging nicht. Er hielt sich das andere Ohr zu, doch es half nichts, nicht das geringste Geräusch drang aus der Mine heraus.

Yanko ging in die Knie und lauschte am Schlüsselloch, dann roch er daran, schließlich schüttelte er den Kopf.

»Wir holen uns den Schlüssel von Byasso.«

Byasso war der Sohn des Bürgermeisters und ein eher ängstlicher Junge. Sagte man ihm das jedoch ins Gesicht, ließ er sich zu allen möglichen Abenteuern reizen, nur damit man

»das Maul hielt«. Seitdem Yanko das herausgefunden hatte, verbrachte er ziemlich viel Zeit mit Byasso.

Wenn Ben und Byasso in Yankos Beisein aufeinandertrafen, beschimpften sie einander meist als *Gassenkind* und *Hossenscheißer*, Byasso nannte Bens Mutter eine *tote Schnapsflasche* und Ben Byassos Vater eine *leere Irgendwas-Flasche*, und dann schubsten sie sich herum, bis Yanko eingriff. War Yanko nicht in der Nähe, ignorierten sie sich, schließlich wurde Ben ja häufig ignoriert. Dagegen hatte er nichts, das war besser, als verkloppt zu werden, weil irgendwer der Meinung war, es sei mal wieder nötig, es diesem Ben zu zeigen.

Während sie ins Tal hinabstiegen, dachte Ben über neue Beschimpfungen nach, die er Byasso an den Kopf werfen konnte, und als sie schließlich in Trollfurt ankamen, quoll sein eigener vor neuen Schimpfwörtern und Beleidigungen förmlich über.

Zuerst wollte Yanko jedoch den Fisch und die Angelruten nach Hause bringen, bevor sie dann mit dem Schlüssel wieder den Berg hinauf wollten. Ben wartete an der Dherrnbrücke auf seine Rückkehr.

Während er auf der steinernen Brückenmauer in der Sonne saß und sich die Erde zwischen den Zehen rauspulte, kam ein schrecklich vornehm gekleideter Junge die Straße hinunter, sein Hemd wies mehr Rüschen auf als alle Sonntagshemden, die Ben je gesehen hatte, sogar zusammengenommen. Er trug auch noch blank gewienerte Schuhe mit einer verschnörkelten silbernen Schnalle. Er war Ben vollkommen fremd, und die meisten in seinem Alter kannte er wenigstens vom Sehen, auch wenn die Kinder aus den besseren Familien kaum mehr als Schimpfworte mit ihm wechselten. Der fremde Junge war

ein bisschen größer als Ben, kräftig, und sein Gesicht mit der schmalen Nase und dem vorspringenden Kinn trug einen ungemein blasierten Ausdruck zur Schau. Das helle, dünne Haar war frisch gekämmt, und auf Oberlippe und Kinn zeigte sich ein erster, spärlicher Bartflaum, den er anscheinend mit Kohle gefärbt hatte, um ihn zu betonen. Zielstrebig schritt er auf die Brücke zu und ließ den Blick über die kleinen, heruntergekommenen Häuser im linksseitigen Trollfurt schweifen.

»Was für ein erbärmlicher Anblick«, sagte er mit näselnder Stimme und musterte dann Ben ebenso abschätzig. »Wirklich ganz und gar erbärmlich.«

Ben starrte ihn voller Abneigung an. Und weil er nicht sicher war, ob der Junge vielleicht sogar ihn meinte, fragte er mit kalter Stimme: »Sprichst du etwa mit mir?«

»Mit dir? Sehe ich aus, als würde ich mit jemandem wie dir reden?« Irritiert maß der blasierte Junge Ben von oben bis unten.

Ben sprang auf die Füße. Er hatte sich so viele neue Beschimpfungen für Byasso überlegt, sie kreisten in seinem Kopf, warteten ungeduldig darauf, ausgesprochen zu werden, da kam ihm dieser aufgeblasene Wicht gerade recht. Was hatte der überhaupt auf der Brücke zu suchen? Er sah wirklich nicht aus, als gehörte er auf die linke Dherrnseite. Wenn er nur hergekommen war, um Ärger zu machen – den konnte er haben. Natürlich waren die kleinen, heruntergekommenen Häuser schäbig, doch ein Fremder von der rechten Seite hatte kein Recht, das zu sagen.

»Nein«, sagte Ben also, und begann ganz langsam: »Du siehst eher aus wie jemand, der überhaupt nicht reden kann. Eine von diesen kleinen niedlichen Kinderpüppchen, mit denen die vornehmen kleinen Mädchen aber nicht mehr spie-

len wollen, wenn sie merken, dass es auch echte Menschen gibt.«

Erstaunt öffnete der fremde Junge den Mund und starrte ihn an.

»Mach die Klappe wieder zu, es stinkt«, fuhr Ben fort, weil der andere nichts sagte. »Was hast du heute gefrühstückt? Einen Schweinestall? Oder läuft es bei dir alles andersrum, und du schiebst dir das Essen in den Hintern und verdaust mit dem Kopf?«

»Wo ich herkomme, werden die Bälger von Knechten für so etwas ausgepeitscht.« Der Junge war blass geworden, sein Kinn zitterte.

»Und wo soll das sein? Im Darm eines Drachen, der Durchfall hat?«

»Halt's Maul, du Missgeburt einer Trollin, oder ich verpass dir eine!«

»Du mir? Noch so 'n Spruch, Nasenbruch!«

»Missgeburt!«

»Warzenkopf!«

»Missgeburt!«

»Nisten in dem Hohlraum zwischen deinen Ohren eigentlich Vögel oder eher Fledermäuse?«

»Missgeburt! Missgeburt! Missgeburt einer Trollin!«

»Sag mal, musst du dich immer wiederholen? Oder kennst du auch noch andere Wörter?«, grinste Ben überlegen. Das lief ja bestens. Die Wortgefechte mit Byasso gewann er nie so leicht.

»Ich schlag dich zu Brei!«

»Na also, geht doch«, sagte Ben, und der Fremde schlug tatsächlich zu.

Ben wich aus und packte den anderen am Kragen. Der trat

ihm gegen das Schienbein. Ben stieß ihn zurück und sprang hinterher. Er traf ihn mit der Schulter an der Brust und warf ihn zu Boden, taumelte selbst und kam auf ihm zu liegen. Ineinander verkeilt rollten sie auf der Brücke hin und her. Der Warzenkopf versuchte tatsächlich, ihn zwischen die Beine zu treten, aber Ben konnte den Tritt abblocken.

»Schneckenschleim«, presste er hervor, stieß den anderen gegen die Mauer und wälzte sich weg. Er sprang als Erster auf die Beine und spuckte ein bisschen Blut. Nicht wild, er hatte sich wohl auf die Lippe gebissen. »Was ist? Wo ist meine Abreibung? Ich dachte, du wolltest mir eine verpassen.«

Der andere Junge rappelte sich mühsam auf und hielt sich den Hinterkopf. In seinen Augen glitzerten Tränen. »Dafür wirst du büßen!«

»Sind das Abschiedstränen? Kriechst du wieder in deinen Drachendarm zurück?«

»Missgeburt!« Schniefend rannte der Junge davon.

»Oder rennst du heim zu deiner Mami?« Was für ein hochnäsiger Jammerlappen. Fing nach ein paar Beleidigungen eine harmlose Rauferei an, versuchte dann aber feige, ihm das Knie zwischen die Beine zu rammen. Und heulte rum, wenn er trotzdem verlor. Wenn jeder so flennen würde, der eine kleine Rauferei verliert, dann gäbe es ständig Hochwasser in Trollfurt. Ben bückte sich und hob einen hellen Messingknopf auf, der vom Hemd des anderen abgerissen sein musste. Zufrieden steckte er ihn ein.

Als Yanko kam, war er enttäuscht, dass er die Rauferei verpasst hatte. Ben beschrieb den Jungen, aber auch Yanko kannte ihn nicht. Also wandten sie sich wieder wichtigeren Dingen zu und suchten Byasso.



Sie fanden ihn außerhalb der Stadtmauer, direkt bei den Schleierfällen, wo er Steine über den Fluss flitzen ließ. Er war gut darin, trotz der Wellen. Byasso hatte die Ärmel des weißen Hemds akkurat hochgekrempt, sein kurzes dunkles Haar war wie stets sauber gescheitelt. Seine Eltern waren der Meinung, dass er als Sohn des Bürgermeisters jederzeit einen guten Eindruck machen musste, denn er repräsentierte die Familie sogar beim Steineflitzen. Dennoch hatte Byasso die Schuhe ausgezogen und stand barfuß am Ufer.

Als sie ihn ansprachen, nickte er ihnen zu und vergaß ganz, Ben zu beschimpfen. Der war darüber nicht traurig, er hatte seine kleine Auseinandersetzung heute ja schon gehabt.

»Ich hab gehört, du traust dich nicht in die alte Mine«, sagte Yanko.

»Wer behauptet das?«, fragte Byasso empört.

»Ich weiß es nicht mehr, es waren ein paar Jungs. Ich hab es hier und da aufgeschnappt und wollte wissen, ob das stimmt.«

»Natürlich stimmt es nicht!« Byassos Kopf war knallrot geworden.

»Dann beweis es.«

»Und wie? Die Mine ist verschlossen, falls du das noch nicht mitbekommen hast.«

»Das weiß ich«, sagte Yanko. »Aber ich weiß auch, dass dein Vater den Schlüssel hat, und du könntest uns Zugang verschaffen.«

»Mein Vater hatte den Schlüssel mal. Jetzt hat ihn der neue Besitzer der Mine.«

»Der neue Besitzer?« Ben und Yanko starrten Byasso an.

»Sag mal, wo seid ihr gewesen? Bei den Trollen? Der Neue ist heute Morgen mit viel Tamtam und fünf voll beladenen Kutschen angekommen.« Byasso zuckte mit den Schultern.

»Mein Vater wusste natürlich schon länger Bescheid, aber er durfte nichts sagen.«

Die Mine hatte einen neuen Besitzer. Hieß das, sie war noch gar nicht erschöpft? Oder hatte der Vorbesitzer den Mann ausgetrickst und ihm ein wertloses Stück Land angedreht? Ben und Yanko löcherten Byasso und fluchten darüber, dass sie die Ankunft des Mannes verpasst hatten. Wenn sich einmal etwas in Trollfurt ereignete, dann waren sie angehn.

»Ich weiß auch nicht mehr als ihr. Mein Vater sagt mir ja nichts. Aber der Mann hat einen Sohn in unserem Alter. Fragt doch am besten ihn nach dem Schlüssel. Wenn ihr noch mal in die Mine wollt, bevor sie wieder in Betrieb genommen wird, solltet ihr euch aber beeilen. Wollen wir rübergehen, und ich stell euch vor?«

»Hm«, brummte Ben. Er hatte das dumme Gefühl, den Jungen gerade eben kennengelernt zu haben, und verspürte nicht das geringste Bedürfnis, ihn gleich wieder zu treffen. »Geht mal lieber allein. Ich glaube nicht, dass er mich sehen will.«

Yanko stutzte kurz, dann nickte er. »Ich befürchte, da hast du recht.«

Byasso sah die beiden verständnislos an.

»Wir sehen uns dann später«, sagte Yanko und zog mit Byasso ab.

Ben blieb am Fluss zurück, um selbst ein paar flache Steine über das Wasser flitzen zu lassen.

## VON GÖTTERN UND DRACHEN

Als Ben am nächsten Morgen erwachte, schien ihm die Sonne direkt ins Gesicht. Brummend kletterte er von seinem Strohsack, schlüpfte in die geflickte Hose und setzte sich an den kleinen Holztisch in der Wohnküche. Über die Jahre hatte er alle Wände mit schwarzer, blauer und grüner Kohle bemalt, überall rannten, kämpften und posierten große und kleine Drachen. Die Wand am Tisch wurde ganz von einem großen, schwarzen Drachen eingenommen, den er aus der Erinnerung gezeichnet hatte; jede einzelne Schuppe hatte er sorgfältig schraffiert, und die großen Augen hatte er sicher hundert Mal weggewischt und neu gemacht. Jetzt sah es fast so gut aus wie das Drachenbild über dem Eingang des Hellahtempels, fand Ben.

Bevor er sich ans Frühstück machte, begutachtete er misstrauisch seine Warze. Sie schien sich nicht verändert zu haben. Zur Sicherheit rieb er sie noch mal mit Speichel ein. Dann aß er die Fischreste von gestern, die Yanko ihm abends noch gebracht hatte, und trank einen großen Krug Wasser. Den letzten Kanten Brot, den er vorgestern stibitzt hatte, hob er sich für Mittag auf. Um ein Abendessen würde er sich noch kümmern müssen.

Geschirr und Besteck ließ er stehen, nur das Messer steckte er ein, als er kurz darauf das Haus verließ. Mit seiner Mutter hatte er zwei Straßen weiter gewohnt, aber nachdem sie gestorben war, hatte er seine Habe gepackt und in dieses verlassene Haus gebracht. Hier wohnten keine bösen Erinnerungen.

Vor der Tür machte er rasch das Zeichen der ewigen Sonne und lief dann die Straße hinunter.

Es war Sonntag, und die älteren Jungen und Mädchen der besseren Familien wurden im Tempel unterrichtet, die Kinder der Knechte, Mägde und Diener kamen nur selten. Als Kind galt in Trollfurt jeder, der noch nicht siebzehn Jahre zählte und noch keine Flasche heiligen Schnees vom Gipfel des zerklüfteten Torregg geholt hatte, ihn in der Sonne geschmolzen und rituell mit dem Bürgermeister und Priester getrunken hatte. Ben wurde im Herbst sechzehn, nächstes Jahr also würde er endlich zum Erwachsenen werden. Den Torregg hatte er schon mehrmals erklommen, obwohl es Kindern eigentlich untersagt war.

Fein rausgeputzt in Feiertagskleidung und sauber gekämmt saßen die Kinder Trollfurts auf den harten Bänken in der vorderen Halle und ließen die Worte des Priesters Habemaas über sich ergehen. Ben war schon vor dem Tod seiner Mutter nur unregelmäßig zum Sonntagsunterricht gegangen, und dann in den letzten zwei Jahren überhaupt nicht mehr. Er hatte weder das nötige Schulgeld noch die Lust dazu.

Viel lieber legte er sich neben dem Tempel ins Gras, ließ sich die Sonne auf den Bauch scheinen und lauschte auf die Worte, die aus den hohen Fenstern nach draußen drangen. Langweilte ihn das Gerede des Priesters, dachte er an etwas anderes oder zog ein paar Würmer aus der Erde, um sie später als Köder zu verwenden. Doch die meisten Sagen gefielen ihm, und er hörte gern zu. Von hier draußen, wo ihm niemand sagte, er solle gerade sitzen und sich nicht am Hintern kratzen und dergleichen, und wo er auch keine Fragen beantworten musste. Das hasste er, ihn interessierten oft andere Dinge an einer Geschichte als den Priester, und er wusste

nie, worauf dieser mit seinen Fragen hinauswollte. Außerdem war es schön zu wissen, dass alle Kinder im Tempel neidisch zu ihm hinaussahen. Auch wenn sie ihn sonst verlachten und auf ihn herabsahen, in diesem Moment wären sie alle gern an seiner Stelle.

Ben lag im Gras und hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Im Tempel wurde eben noch das Opfergeld eingesammelt, und der Priester stellte allen die drei neuen Geschwister in der Stadt vor: die beiden Söhne und die Tochter des neuen Minenbesitzers Yirkhenbarg. Die Namen der Kinder vergaß Ben sofort wieder, er merkte sich nur, dass es demnach nicht nur einen von dieser hochnäsigen Brut gab.

»Heute erzähle ich euch, wie der dunkle Samoth die Drachen verdarb«, sagte der Priester kurz darauf mit seiner tiefen, weichen Stimme, »und wie ein mutiger Mann den Fluch wieder von ihnen nahm.«

Diese Sage mochte Ben besonders, und egal, wie gut er sie schon kannte, er konnte sie immer wieder hören. Von Geschichten über Drachen bekam er einfach nie genug.

Der Priester begann:

In den Tagen, als Hellwah, der Sonnengott und höchste aller Götter, die Menschen und Drachen und alle Tiere der Erde geschaffen hatte, da lebten die Götter noch mitten unter ihren Kreaturen. Und sie sprachen offen und freundlich mit allen Menschen. Manche der Götter wohnten sogar dem einen oder anderen Menschen bei, denn die ersten Menschen waren schön und stark und langlebig.

Hatte Hellwah auch alle Kreaturen geschaffen, die auf der Erde wandelten, so waren die Vögel das Werk seiner Göttergattin Aphra, der Mondgöttin. Sie hatte die Vögel ihrem Ge-

mahl an ihrem Hochzeitstag zum Geschenk gemacht, denn es waren Wesen, die nicht einfach auf Erden wandelten, sondern sich in die Lüfte erhoben, in Richtung Sonne, um Hellwah näher zu sein und um ihn mit ihrem Flug zu erfreuen. Und weil sie für ihn gemacht waren, sangen die Vögel ihre frohen Lieder am Tag, solange sein Gestirn am Himmel schwebte, während in der Nacht nur jene Vögel ihre Stimme erhoben, die klagten.

Im Flug der Vögel konnte man die Launen und den Willen Hellwahs lesen, doch die wenigsten Menschen lernten diese Kunst, denn Hellwah und die anderen Götter lebten ja mitten unter ihnen. Wer seinen Willen erforschen wollte, konnte den höchsten der Götter einfach fragen, es brauchte keinen Vogelflug, um Antworten zu erhalten. Es waren gute Tage in jener Zeit.

Doch da kroch Samoth, der Gott der Orte, die nie von Sonne oder Mond beschienen wurden, der Herr der Würmer und aller Kreaturen, die in der Erde und in den Tiefen der Meere leben, aus seinem unterirdischen Reich herauf. Er hatte Freude an der Zwietracht, und so nahm er die Gestalt eines schönen Mannes an, ging zu dem Menschenkönig Daliath und umschmeichelte ihn, lobte seine Größe und seinen Verstand und die Kraft der Menschen, bis der König ihn seinen besten Freund nannte.

Da offenbarte Samoth dem König, Hellwah würde der Königin nachsteigen und ihr in Daliaths Gestalt beiwohnen. Der König kochte vor Wut und ließ seine Frau in den tiefsten Kerker sperren, obwohl sie flehte und ihre Unschuld beteuerte. Sie wäre immer nur ihm treu gewesen, wie hätte sie die List eines Gottes denn durchschauen sollen? Doch der König ließ sich nicht erweichen, sein Zorn und Stolz waren zu

groß. Doch wagte er es nicht, Hellwah zur Rede zu stellen, der Gott war zu mächtig, und Samoth sagte, er würde König Daliath einfach zermalmen.

Daliath verstieß auch seine drei Söhne und seine drei Töchter, denn er wusste nicht, welches der Kinder von ihm war, und er ertrug es nicht, sie anzusehen, um in ihren Gesichtern nach Merkmalen zu suchen, die ihre wahre Herkunft verrieten.

»Soll ich dir helfen, Rache an Hellwah zu nehmen?«, fragte Samoth ihn.

Und König Daliath sagte: »Ja.« Denn Rache war alles, an das er noch denken konnte. Der Palast war ohne seine Kinder so schrecklich leer und still, und die Diener wagten nicht zu reden, nur manchmal hörte man die Schreie der Königin aus der Tiefe des Kerkers.

Samoth sagte also zum König: »Gehe zur Mondgöttin und stiehl von ihr das Geheimnis der Flügel, die sie den Vögeln gemacht hat. Damit können wir deine verdiente Rache in die Tat umsetzen.«

Samoth hatte schon zahlreiche Vögel gefangen und ihnen die Flügel ausgerissen, um hinter ihr Geheimnis zu kommen, doch er hatte selbst keine Flügel erschaffen können.

Weil Aphra, die Mondgöttin, König Daliath vertraute, verrät sie ihm, wie sie aus den Blättern des Lebensbaums Federn gemacht hatte, indem sie die stärksten Winde aus allen vier Himmelsrichtungen eingeatmet und mit einem magischen Wort auf die Blätter gehaucht hatte. Diese Federn band sie dann zu Flügeln zusammen. Doch das magische Wort wollte Aphra König Daliath nicht verraten, denn sie sagte, es sei nicht für die Ohren eines Menschen bestimmt.

Damit gab sich Daliath nicht zufrieden, und so versteckte

er sich im Haus der Göttin und wartete, bis sie einen weiteren Vogel erschuf. Und sie besprach die Blattfedern mit dem Wort, und der König hörte es, und es brannte sich ihm ein.

Und von König Daliath erfuhr Samoth das Wort.

Und der Gott der Tiefe erschuf nun Flügel von seiner Hand. Jedoch fertigte er sie nicht aus Federn, gewonnen aus den Blättern des Lebensbaums, sondern er spannte sie über große schwarze Knochen aus den Netzen der giftigsten Spinnen aus den tiefsten Höhlen, und er hauchte über sie die eingeatmeten Wirbelwinde des Herbstes, wilde Stürme, die keiner Richtung folgten.

Er erschuf neun Flügelpaare und nähte sie neun großen Drachen an die Schultern.

»Wozu soll das gut sein?«, fragte König Daliath.

Und Samoth offenbarte ihm, dass die Drachen nun fliegen konnten und fortan die Vögel im Himmel fressen würden, welche die besonderen Tiere Hellwahs waren, das Hochzeitsgeschenk seiner geliebten Gemahlin. Denn Hellwah sollte seine Tiere verlieren, so wie der König seine Kinder verloren hatte.

Der König griff sich eine beinerne Nadel und nähte voller Eifer mit, und er wollte sich nicht erinnern, dass er es doch selbst gewesen war, der seine Kinder fortgeschickt hatte.

Damals lebten die Drachen als treue Gefährten der Menschen unter ihnen, und sie waren von freundlichem Wesen und klug. Doch mit Samoths Flügeln kam auch Samoths Bosheit über sie, und so wurden sie zu Geschöpfen der Finsternis. Sie jagten Hellwahs Vögel, so wie Samoth es vorausgesagt hatte, doch sie fraßen zudem weiterhin die Tiere des Landes, sie fraßen alle flügellosen Drachen, und von jenem Tag an fraßen sie auch Menschen.



Hellwahs Zorn über Daliaths Verrat war so groß, dass er die Berge Feuer speien ließ, und Asche und Glut regnete auf die Stadt des Königs herab. Und Daliath verbrannte mit seinem Palast, und der Zugang zu den Kerkern wurde verschüttet, so dass die Königin in der finsternen Tiefe eingesperrt wurde.

Aphras Trauer war ebenso groß wie Hellwahs Zorn, und ihre Tränen flossen so zahlreich ins Meer, dass es salzig wurde und drohte, das ganze Land zu überschwemmen. Sie und Hellwah und die anderen Götter zogen sich auf den höchsten Berg der Welt zurück, auf den steilen Gipfel, den kein Mensch erklimmen konnte.

Und Samoth zog sich unter die Erde zurück, denn er hatte erreicht, was er wollte. Und er nahm die Königin aus dem Kerker mit sich, und sie gebar ihm acht unmenschliche Kinder der Finsternis, die sie im Hass auf alle Menschen erzog.

Die Menschen lebten in Angst vor Überschwemmungen, Feuerregen und den menschenfressenden Drachen, nur der verstoßene Chillos, der älteste der Königssöhne, wollte sich nicht mit dem Schicksal abfinden. Er schmiedete im Feuer, welches Hellwah vom Berg herabgesandt hatte, ein Schwert aus hartem Stahl, und er kühlte es in den Tränen Aphras.

»Ich werde die schlimme Tat meines Vaters ungeschehen machen«, sagte Chillos und zog los, um sich den Drachen zu stellen. Sie wüteten, zerstörten Häuser und verzehrten Jungfrauen und Kinder, ein jeder Drache für sich. Einen nach dem anderen zwang Chillos in einen Zweikampf, und einen jeden besiegte er mit seinem mächtigen Schwert. Er tötete sie nicht, sondern schlug einem jeden von ihnen die Flügel ab, und so wich Samoths Bosheit wieder aus ihnen.

Als Chillos alle neun Drachen von Samoths Geißel befreit hatte, ritt er auf dem größten von ihnen zum Berg der Götter

und rief hinauf: »Ich habe die Untaten meines Vaters gesühnt, und so bitte ich euch, Hellwah und Aphra und ihr anderen Götter, lasst kein Feuer mehr regnen, nehmt die Fluten von unserem Land und lasst uns wieder gemeinsam leben.«

Aphra hörte auf zu weinen, denn es gab keine geflügelten Drachen mehr, die ihre Geschöpfe, die Vögel, fraßen. Und Hellwah befahl den Bergen, kein Feuer mehr zu speien. Doch die Götter blieben auf ihrem Berg, sie wollten nun nicht mehr unter den Menschen leben. Aber sie versprachen dem Helden Chillos, dass sie die Gebete der Menschen von nun an wieder erhören und auch dargebotene Opfer annehmen wollten.

»Doch auf den Drachen lastet fortan der Fluch von Daliaths Flügel«, sagte Hellwah. »Ein jeder Drache soll geflügelt und als Geschöpf der Finsternis geboren werden. Findet sich jedoch ein Held unter den Menschen, der dem Drachen seine Flügel abschlägt, so soll der Drache dadurch aus der Finsternis befreit werden und wieder ein treuer Gefährte des Menschen sein. Was euch vor Daliaths Verrat in den Schoß gefallen ist, das müsst ihr euch nun mit Heldenmut und einem starken Arm erkämpfen.«

Das waren die Worte Hellwahs, und Chillos brachte sie zu den Menschen und gründete den Orden der Drachenritter.

Damit endete die Sage von Chillos' erster Heldentat, und der Priester fügte an: »Seit diesen frühen Tagen schützt der Orden die Menschen und befreit die Drachen von ihrem Fluch.«

»Wie wird man ein Drachenritter?«, rief ein Junge, noch bevor der Priester selbst eine Frage an die Kinder stellen konnte.

Überrascht hob Ben den Kopf und schielte zum Fenster hinein. Warum war er nie auf den Gedanken gekommen, den

Priester zu fragen? Seit seine Mutter seinen Wunsch verlacht hatte, hatte er ihn in sich vergraben gehabt, und nun sprach ein anderer ihn aus. Sein Herz schlug schneller, während er der Antwort lauschte.

Der Priester lächelte milde und verschränkte seine Finger über dem runden Bäuchlein, das sich in den letzten Jahren immer deutlicher unter der bodenlangen, tiefblauen Schultoga abzeichnete. Dabei achtete er penibel darauf, nicht Hellwahs rote, zwölfstrahlige Sonne auf seiner Brust zu verdecken. »Nun, das ist nicht ganz leicht. Ihr wisst um die Bedeutung des Ordens. Er ist der weltliche Arm Hellwahs, und neben seinen ursprünglichen Aufgaben steht er den Herrschenden mit Rat und Tat zur Seite. Er schützt die einfachen Bürger und entscheidet gemeinsam mit Hellwahs Priesterschaft, welchem Adligen und welchem Kaufherrn der Titel eines Drachenreiters verliehen wird, wer mit einem befreiten Drachen geehrt wird. In fast allen großen Städten unterhalten sie ein Kloster oder wenigstens einen kleinen Ordenssitz, auch Trollfurt hatte bis zur Schließung der Mine einen eigenen Drachenritter. Nun, es ist also offensichtlich, dass der Orden seine Mitglieder sehr sorgfältig auswählen muss. Nur die tapfersten und stärksten jungen Männer werden im Orden aufgenommen, um dort drei Jahre zu dienen und zu lernen. Dann müssen sie drei schwere Prüfungen bestehen, was nicht vielen gelingt, bevor sie drei Jahre als Drachenknappe mit einem Ritter reisen. Bürgt dieser schließlich für den Mut und die Tatkraft seines Knappen, so wird er vom Großmeister des Ordens mit Hellwahs Segen zum Ritter geschlagen.«

»Müssen Drachenritter von Adel sein?«, hakte ein anderer Junge nach.

»Nein. Es gab schon einige Drachenritter aus angesehenen

bürgerlichen Familien. Mir ist zwar nicht bekannt, dass jemals der Sohn eines Knechts zu einem Drachenritter geschlagen wurde, aber ausdrücklich verboten ist selbst dies nach den Regeln des Ordens nicht.«

Jetzt erhob sich ein Getöse im Tempel, denn jeder der Jungen brüstete sich mit seinen Heldentaten, seinem Geschick bei der Jagd und allerlei bestandenen Mutproben und versicherte, er wolle Drachenritter werden, und er würde die Prüfungen schon bestehen. Tischnachbarn gaben sich Kopfnüsse oder nahmen einander in den Schwitzkasten, um zu beweisen, wer der Stärkere war, und jeder hielt einem anderen vor, dass dieser sich dieses oder jenes nicht trauen würde.

»Und ob ich mich traue, von der unteren Klippe der Schleierfälle zu springen! Und zwar auf der Stelle!«, schrie Byasso.

»Setz dich wieder hin!«, rief Priester Habemaas.

»Aber ...«

»Byasso! Du wirst jetzt nicht von einer Klippe springen! Und zieh dein Hemd wieder an. Das hier ist ein Tempel, kein Bordell!«

Ben grinste. Und mit einem Mal durchströmte ihn die Hoffnung, dass sein Wunsch, Drachen zu befreien, vielleicht doch in Erfüllung gehen konnte. Oft hatte er mit einer scharfgen, gebrochenen Klinge, die Yanko ihm vom Alteisen aus der Schmiede seines Vaters stibitz hatte, im Wald kämpfen geübt, hatte mächtigen Bäumen aus der Drehung schwungvoll die Äste abgeschlagen wie einem Drachen die verfluchten Flügel. Aber nicht oft genug – ab heute würde er viel regelmäßiger üben. Natürlich war ihm klar, dass seine Chancen nicht allzu groß waren, aber er konnte es schaffen. Er musste es einfach versuchen. Den Sommer über würde er noch üben, dann wollte er sein Glück versuchen. Dem weiter an-

schwellenden Lärm im Tempel nach war er nicht der Einzige, der solche Pläne gefasst hatte. Priester Habemaas konnte seine Schüler nur mühsam beruhigen.

»Mein Vater hat einen Drachen«, sagte plötzlich der Junge, den Ben am Tag zuvor verdroschen hatte, ganz nebensächlich, und schon war die Ruhe im Tempel wieder dahin. Alle schrien durcheinander und wollten wissen, wie groß der Drache sei, was für einer es wäre und welcher Ritter ihn vom Fluch der Flügel befreit habe. Die meisten Kinder fragten, ob man ihn anschauen könne.

»Natürlich«, antwortete der Junge, und an Unterricht war nicht mehr zu denken.

Also seufzte der Priester schwer und sagte: »Wenn deinem Vater das wirklich recht ist, Sidhy, dann führ uns doch bitte hin.«

Ben war längst aufgesprungen und näher ans Fenster getreten. Seine Hände zitterten, und sein Herz raste vor Aufregung. Ein Drache! Ein echter Drache war nach Trollfurt gekommen! Er schloss die Augen und lehnte sich neben dem Fenster an die weiße Steinwand. Aufgewühlt wartete er, bis die gut fünf Dutzend plappernder Kinder aus dem Tempel geströmt waren, angeführt von einem Sidhy mit stolz geschwellter Brust und einem würdevoll ausschreitenden Priester, der den Anschein erwecken wollte, als wäre der ganze Ausflug seine Idee und von ihm geplant und angeordnet. Ben löste sich von der Wand und schloss sich dem Zug unauffällig an. Er würde einen Drachen sehen!

Sie liefen die breite Hauptstraße entlang, vorbei an der Schmiede von Yankos Eltern und ein wenig später auch am strahlenden Haus Dagwarts, in dem der Bürgermeister residierte. Aus der einen oder anderen Küche drang der würzige

Duft eines Mittagessens auf die Straße, und hinter manchem Fenster zeigte sich das neugierige Gesicht eines Bediensteten.

Trollfurt war keine arme Stadt, doch noch vor gut zehn Jahren hätte sie als reich gegolten. Sie lag abseits, am wenig besiedelten nördlichen Rande des Großtirdischen Reichs, fern der Burgen und Klöster des Ordens, doch das Blausilber, das damals noch abgebaut worden war, hatte ihr Bedeutung verliehen. Das leuchtende Metall trug die Magie der alten Bergherzen in sich und war eines der seltensten und das härteste der Welt, aus ihm wurden in Schmieden mit Faystos Feuer die Schwerter und Rüstungen der Drachenritter gehämmert. Nur eine solche Klinge konnte die Schuppen eines Drachen durchdringen. Häufig wurde ihm ein wenig Schattenstahl beigemischt, der das Licht des Blausilbers schluckte, denn es war von Nachteil, in einem Kampf bei Nacht selbst ein weithin strahlendes Ziel zu bieten.

Ben hatte noch ganz schwache Erinnerungen an Arbeiter, die nach Sonnenuntergang den Berg herabgestiegen kamen, den Staub der Felsen und des Blausilbers auf den müden Schultern und im Gesicht. Wie schimmernde Gespenster waren sie ihm erschienen, gesprenkelt leuchtende Gestalten in der Nacht. Und dann war die Mine von heute auf morgen geschlossen worden und Trollfurt ebenso schnell in der Bedeutungslosigkeit versunken. Ohne Blausilber interessierte sich niemand für die Stadt. Die einflussreichsten Familien waren fortgegangen, zurück blieb niemand, der einen Drachen besaß, nicht einmal einen hundegroßen Wach- und Jagddrachen. Und da man Geld und Einfluss und das Wohlwollen des Ordens benötigte, um einen Drachen zu erhalten, blieb Trollfurt über Jahre ohne Drachen. Denn wie sollte man sich hier dieses Wohlwollen verdienen, in einer

Stadt, die so abseits lag, dass sie von den Drachenrittern gemieden wurde?

Und jetzt war völlig unvermutet und ohne große Ankündigung doch ein Drache in die Stadt gekommen.

Yanko lief ein gutes Stück vor Ben zwischen Byasso und dem schlaksigen Taque und fuchtelte mit den Armen, während er von offenbar wilden Dingen erzählte. Niemand beachtete Ben.

Schließlich erreichten sie das befestigte Anwesen, das dem einstigen Minenbesitzer gehört hatte und nun auch vom neuen bewohnt wurde. Das stählerne Tor stand offen, doch zwei große muskulöse Diener mit steinernen Gesichtern musterten die Kinder misstrauisch. Sie postierten sich mitten im Tor durchgang und ließen nur Sidhy und den Priester ein. Der Junge eilte zum Haupthaus hinüber, um seinem Vater von dem zahlreichen Besuch zu berichten.

Ben ging ein paar Schritte näher an das Tor heran, um einen Blick auf das Gelände zu werfen. Das massive Haupthaus mit dem prunkvoll verzierten Balkon lag zwanzig oder dreißig Schritt vom Tor entfernt, rechts kauerten die Gesindehäuser und links die Stallungen. Die Farbe an den Wänden war noch immer verblasst und teilweise abgeblättert, doch sahen die Gebäude nicht mehr verlassen aus. Zahlreiche Fenster standen offen, Stimmen drangen heraus, vor den Stallungen wurden eben Pferde an eine große, offene Kutsche gespannt, eine Magd hingte Wäsche auf die Leinen, die nur zum kleinen Teil hinter den Gesindehäusern hervorlugten. Der kleine Brunnen inmitten des Hofes war wieder mit Wasser gefüllt, die Sonne spiegelte sich auf der Oberfläche. Nächste Woche würde Yirkhenbarg sicher mit den Renovierungsarbeiten beginnen.

Pferde wieherten, Hunde bellten, und dann erklang ein tiefes, zufriedenes Fauchen aus den Stallungen. Ein Fauchen, das Bens Haut kribbeln ließ. Die Härchen auf seinen Armen stellten sich auf. Ehrfürchtig verstummten alle Gespräche um Ben herum, jeder drängte sich näher ans Tor, um den Drachen als Erster sehen zu können.

»Zurück, Kinder!« Die beiden Diener hatten bei dem Fauchen nicht ein bisschen gezuckt, natürlich, sie waren es ja auch gewohnt, in der Nähe eines Drachen zu sein.

In diesem Moment kamen Habemaas, Sidhy und ein großer bärtiger Mann aus dem Haupthaus. Als der Mann die dicht zusammengedrängten Kinder sah, lachte er laut auf.

»Ein paar Freunde? Das nennst du ein paar Freunde?« Seine tiefe Stimme drang deutlich bis zu ihnen herüber. Aber er winkte gut gelaunt, und so gaben die Diener das Tor frei.

Yirkhenbarg war vielleicht vierzig Jahre alt, sein Haar fiel noch dicht und ohne graue Strähnen auf seine Schultern, und er bewegte sich geschmeidig wie ein zehn Jahre jüngerer Mann. Er hatte dieselbe schmale Nase wie sein Sohn. Der dickliche Priester Habemaas mit dem spärlicher werdenden Haar und den kleinen, eng stehenden Augen wirkte neben ihm nicht mehr wie einer der wichtigsten Männer der Stadt, er strahlte nicht halb so viel Macht aus, so sehr er sich auch um eine gebieterische Haltung bemühte. Dass Yirkhenbarg dieser Eindruck in einem schlichten grünen Hemd und mit einem Lächeln gelang, beeindruckte Ben umso mehr.

»Ich wollte euch nur kurz begrüßen, ich muss gleich wieder zurück an die Arbeit. Aber Sidhy«, hier legte er dem Jungen die Hand auf die Schulter, »wird euch meinen Drachen Feuerschuppe zeigen, und ihr dürft ihn gern auch streicheln. Nur seid bitte so gut und stürzt nicht alle gleichzeitig auf



Feuerschuppe zu, das könnte ihn nervös machen.« Er winkte noch einmal in die Runde, lächelte und schritt zurück ins Haupthaus.

»Ihr habt gehört, was Vater gesagt hat. Jetzt kommt mit.« Sidhy schritt zu der besonders breiten Stalltür ganz am hinteren Ende der Stallungen. Das Holz der Tür war verwittert, doch die Scharniere schienen frisch geölt; sie machten kein Geräusch, als Sidhy die Tür aufschob.

Keiner sagte ein Wort, alle drängten sich stumm und aufgeregt nach vorn und reckten die Häuse, um den ersten Blick auf den Drachen werfen zu können. Als wären der zweite und dritte und alle weiteren Blicke nicht so viel wert, als wäre der Drache ein paar Augenblicke später nur halb so betrachtenswert oder könnte gar platzen wie eine Seifenblase.

Aus dem Inneren drang ein regelmäßiges Schnauben, ein schwerer, fast erdiger und zugleich süßlicher Geruch lag in der Luft. Er war streng, aber nicht unangenehm, im Gegenteil. Ben sog ihn genussvoll ein.

Längst nicht alle hatten Platz im Stall, wer nicht gleich hineingekommen war, drängte weiter vor der Tür und wartete, dass die Ersten genug gesehen hatten. Draußen hörten sie begeistertes, ehrfürchtiges Gemurmel und Sidhys selbstbewusste Stimme: »Komm her, Feuerschuppe, komm her zu mir.« Und: »So ist es gut, alter Junge, ja, so ist es gut.«

Ben stellte sich auf die Zehenspitzen, aber er konnte nicht über alle Köpfe hinwegsehen. Zudem war es im Stall dunkler als in der grellen Sonne. Von ihr geblendet, erahnte er drinnen nur Schemen.

»He! Lasst uns auch mal«, murrte der hoch aufgeschossene Yhmas, der ganz vorn an der Tür stand und wahrscheinlich alles sehen konnte, und andere fielen in sein Murren ein.

»Gleich!«, tönte es aus dem Inneren, und dann, irgendwann, ging es tatsächlich weiter.

Sidhy hatte die Zwischentür zu den Pferdeställen geöffnet, und die ersten Mädchen und Jungen traten mit glänzenden Augen weiter vorne wieder aus den Stallungen.

Sie wagten es noch immer nicht, laut zu reden, und stellten sich hinter Ben gleich wieder an, aber ganz ruhig und ohne zu drängeln. Ben hüpfte auf und ab, seine Geduld war aufgebraucht.

»Ich möchte den ganzen Tag nichts anderes tun als Feuerschuppe ansehen und ihn streicheln«, sagte ein kleines Mädchen mit Stupsnase und großen grünen Augen, das wie eine Schwester vom Müller-Taque aussah, nur hübscher.

Endlich konnte auch Ben einen Fuß in den Stall setzen, und sobald seine Augen aus der Sonne waren, konnte er alles deutlich erkennen. Doch ihn interessierte ohnehin nur der Drache, auch wenn er nur einen Teil von ihm sehen konnte, zu viele standen um ihn herum.

Feuerschuppe trug seinen Namen zu Recht, seine Schuppen waren überwiegend aus dunklem, kräftigem Rot, teilweise jedoch auch orange oder gelb gemustert. Durch ein kleines Fenster drang Licht herein, und wo es auf den Drachen fiel, schien seine Haut zu tanzen, als bestünde sie aus zahllosen fröhlichen Flammen. Feuerschuppe war deutlich massiger als ein Pferd und mit Schwanz sicher sieben oder acht Schritt lang, ziemlich groß für einen Reitdrachen und sicherlich so imposant wie der schwarze des Drachenritters.

Bens Mund wurde vor Ehrfurcht ganz trocken, dafür begannen seine Hände zu schwitzen. Er wischte sie an der Hose ab, und ihn erfasste wieder die grenzenlose Begeisterung und das atemlose Staunen, das ihn damals auf der Hauptstraße ge-

packt hatte, und er wusste, er musste einfach alles dafür tun, Drachenritter zu werden.

»Nächste Woche werden wir ihm als Erstes eine Tür in die Wand hauen, damit er immer raus in den hinteren Garten kann, wenn er möchte«, sagte Sidhy gerade.

»Aber läuft er denn dann nicht weg?«, fragte Shayleen, Yankos Cousine.

»Weglaufen?« Sidhy lachte. »Nein, nein. Feuerschuppe ist ein Freund, kein Gefangener. Sollte er wirklich einmal weglaufen, hat er seine Gründe dafür und kommt danach auch wieder.«

Der Drache lümmelte bequem und zugleich majestätisch auf einer Steinliege, hatte den breiten Kopf mit der langen, eleganten Schnauze auf einem großen Strohkissen abgelegt und ließ sich streicheln. Die Augen hatte er halb geschlossen, fast, als döste er. Manch einer näherte sich ihm nur sehr vorsichtig, aber jeder berührte ihn letztlich doch, und alle rieben seine Schulterknubbel, denn das brachte schließlich Glück.

Ben zitterte nun am ganzen Körper vor Aufregung, die verschwitzten, drängenden Körper um sich nahm er nicht mehr wahr. Erst vor zwei Nächten hatte er die Schulterknubbel der Statue gerieben, und da hatte er zwar davon geträumt, sich aber nicht vorstellen können, schon so bald einem echten Drachen zu begegnen. Einem wunderschönen noch dazu, der der ganzen Stadt Glück bringen würde. Alles in Ben drängte danach, ihn zu berühren, seine Hände schienen wie magisch von den Schulterknubbeln angezogen zu werden, er spürte ein richtiges Kribbeln der Vorfreude in den Handflächen. Er schnaubte durch die Nase aus und wisperte unhörbar: »Hallo Feuerschuppe.«

Der Drache öffnete ein Auge, musterte Ben und ließ ein langes Schnauben vernehmen.

Ben machte einen weiteren Schritt auf ihn zu, streckte die Hand aus und sah dem Drachen direkt ins Auge. Ein dunkelrotes, freundliches Auge, das strahlenförmig in einen schmalen, hellblauen Rand auslief.

»Halt!«, schrie Sidhy in diesem Moment. »Der nicht! Der fasst unseren Drachen nicht an!«

Bevor Ben überhaupt verstand, dass er gemeint war, packten ihn drei Jungs und hielten ihn fest.

»Ich kann mich nicht erinnern, dich eingeladen zu haben.« Hass erfüllt sah Sidhy ihn an, seine Stimme zitterte vor Wut. »Du, du bist hier nicht willkommen!«

Der Griff der Jungen wurde fester, und Cirpas, der älteste von ihnen, erklärte: »Das ist der Rumtreiber Ben, der macht immer wieder Ärger. Ist aber eigentlich harmlos.«

Cirpas war ein großer, bulliger Kerl, der in jeder Rauferei mitmischte und auch gern eine begann. Das Auffälligste an ihm war seine dicke, schiefe Nase mit dem krummen Hubbel an der Wurzel. Der Pechvogel hatte sie sich schon mehrmals gebrochen, er war daheim die Treppe runtergefallen, gegen einen Schrank gelaufen und auch gegen den Türstock. Einmal war er sogar in einen Rechen am Boden getreten, dessen Stiel daraufhin wie ein Katapult hochgeschnebelt war, direkt auf die Nase. Das Seltsame daran war, dass an diesen Abenden immer sein Vater betrunken gewesen war, Cirpas niemals, aber trotzdem verletzte sich ständig der Junge. Noch seltsamer fand Ben, dass jeder in Trollfurt diese Geschichten glaubte oder zumindest so tat. Als hätte die offene Wahrheit etwas geändert.

»Ich kenne ihn. Eine Missgeburt ist er, die Missgeburt ei-

ner Trollin, einer hässlichen, dummen Trollin, jawohl«, keifte Sidhy und deutete mit dem Finger auf Ben.

Ein paar Umstehende grinnten und nickten. »Ja, zeig's ihm, Drachenreiter.«

»Jetzt ist dir immer noch nichts Neues eingefallen, du hirnlöse, schwabbelnde Eiterkreatur!«, konterte Ben, ohne nachzudenken. Warum war der Kerl überhaupt so nachtragend? Das war doch nur eine harmlose Rauferei gewesen, außerdem hatte er schließlich selbst angefangen.

»Raus! Schafft ihn raus!«, giftete Sidhy.

Feuerschuppe hob den Kopf und schnaubte missmutig, der plötzliche Tumult vertrieb alle Behaglichkeit. Niemand streichelte ihn im Moment.

Die drei Jungs gehorchten tatsächlich und zerrten Ben in Richtung Pferdestall. Er ließ es geschehen, denn er wusste, wenn er sich jetzt wehrte, würde es Prügel setzen, und zu Hilfe käme ihm auch keiner. Den anderen aber wohl schon, obwohl sie in der Überzahl waren. Das hatte er schon zur Genüge erlebt.

Gerade einmal einen einzigen Tag war Sidhy nun in der Stadt, doch weil sein Vater einen Reitdrachen besaß, konnte er schon Befehle erteilen. Vielleicht klappte das auch nur, weil sich Sidhy Ben als Opfer ausgesucht hatte, möglicherweise hörten sie ja auch nur auf Sidhy, weil dieser Befehl – »Schmeißt Ben raus!« – auch von ihren Eltern oder eigentlich jedem in Trollfurt hätte kommen können. Andere Jungs mussten sich ihre Position erkämpfen, aber wer kämpfte schon gegen einen Jungen, dessen Freund ein Drache war? So oder so, Sidhy war nun wohl endgültig in Trollfurt angekommen.

Ben blickte so lange zu Feuerschuppe, wie es ging, reck-

te den Hals nach den flammend roten Schuppen und den freundlichen feurgleichen Augen, die ihm nachsahen. Dann wurde er an wiehernden Pferden vorbeigeschleift, raus in die Sonne.

»He, Ben, was machst du denn hier?«, rief Yanko, der darauf wartete, wieder hinein zu dürfen, und ihn plötzlich entdeckte.

»Ich ...«, sagte Ben, aber Cirpas stieß ihn einfach in Richtung Straße: »Weiter!«

»He! Cirpas! Jungs!« Yanko kam angelaufen und hielt sich neben ihnen. »Was soll denn das? Lasst doch Ben einfach auch den Drachen anschauen und die Knubbel reiben. Er kann doch echt ein bisschen Glück gebrauchen.«

»Sidhy will das nicht.«

»Sidhy?« Yanko klang erstaunt. »Ich seh ihn gar nicht. Wenn Sidhy ihn hier nicht haben will, soll er ihn doch selbst rausschmeißen. Oder seine Bediensteten anweisen, das zu tun. Oder seid ihr jetzt seine neuen Diener?«

»Ach, halt die Klappe, Yanko! Ich tu hier nur einem Freund einen Gefallen.«

»So, so, einem Freund«, sagte Yanko und hob die Augenbrauen, dann waren sie auch schon am Tor angelangt. Es stand noch immer offen, doch jetzt war kein Bediensteter mehr zu sehen. Sie stießen Ben auf die Straße, er stolperte und fiel auf Knie und Hände. Die Hände schürfte er sich auf dem grob gehauenen Stein auf.

»Verzieh dich!«, sagte Cirpas noch, dann stolzierte er wieder zurück zum Stall.

Yanko sah Ben an und half ihm wieder auf die Füße. »Was war denn das?«

»Der feige Warzenkopf Sidhy trägt mir nach, dass ich ihn

gestern ein bisschen verdroschen habe. Und Cirpas hat wohl Angst vor dem Drachen oder vor Sidhys Papa und gehorcht brav.«

»Ich glaube eher nicht, dass er Angst hat. Der will sich nur einschleimen, um jeden Tag die Knubbel reiben zu dürfen. Oder irgendwann auf dem Drachen zu reiten. Ich meine, hast du den gesehen? Unglaublich!« Yanko begann von der Größe und Schönheit und Stärke und Anmut und Majestät des Drachen zu schwärmen, von den flammenden Schuppen, den glücksbringenden Knubbeln, den mächtigen Klauen, den Nüstern, den Augen, dem lodernden Rückenamm aus schillerndem Horn, aber das war das Letzte, was Ben jetzt hören wollte. Er hatte Feuerschuppe schließlich selbst gesehen, und jetzt durfte er nicht mehr. Er war der Einzige, der ihn nicht hatte berühren dürfen, und er wollte jetzt nicht mehr an den Drachen denken, er fühlte sich innerlich ganz leer. Jahrelang hatte er darauf gehofft, wieder einen Drachen zu sehen, zu berühren, zu reiten. Und nun, da der Drache endlich gekommen war, wurde er fortgeschickt. Hätte er sich nur nicht mit diesem verfluchten Sidhy geprügelt! Dabei hätte das jeder andere an seiner Stelle auch, schließlich hatte Sidhy angefangen. Aber was half das jetzt, wieder einmal war er der Trottel in Trollfurt. Wie er das hasste. Also unterbrach er Yanko, bevor dieser sogar noch ein Loblied auf das Ohrenschnalzen des Drachen anstimmen würde, und fragte, was sie jetzt machen würden.

»Ich muss wieder rein«, sagte Yanko. »Ich hab noch eine Wette mit Byasso laufen. Außerdem muss ich mir noch ein bisschen Glück herbeirubbeln, nicht dass am Ende alle anderen mehr haben als ich. Glück kann man immer brauchen, weißt du doch.« Mit einem Schulterzucken und einem ent-

schuldigenden Grinsen drehte er sich wieder um. »Wir sehen uns morgen.«

Ben nickte knapp und sah ihm nach, wie er zum Stall zurücklief und sich zwischen die anderen drängte. Alle sahen zu Feuerschuppe hinein, niemand beachtete Ben. Sonst gab es immer ein großes Hallo und ein paar Gaffer, wenn er seine Abreibung bekam, aber heute interessierte man sich nicht einmal mehr für seinen Rausschmiss.

Nur ein strahlend blondes Mädchen in einem feinen grünen Kleid mit goldener Schnürung, das teuer aussah, stand abseits des Getümmels und blickte zu ihm herüber. Auf die Entfernung war er nicht sicher, ob sie lächelte, doch sie musterte ihn neugierig. Er war sofort sicher, dass sie schön war, er hatte ihr schmales, ebenmäßiges Gesicht mit der geraden Nase und den tiefen dunklen Augen vorhin schon gesehen, als er von dem dummen Drachen abgelenkt gewesen war. Und da hatte sie gelächelt, ganz leicht nur und ein wenig spöttisch.

Ben klopfte sich den Staub von der Hose und blickte dabei unverwandt zurück. Sein Herz schlug plötzlich wieder schneller. Wie sie in der Sonne stand, den Kopf leicht schief, und zu ihm herübersah, als wäre er wichtiger als der Drache ... Sie wandte den Kopf nicht schüchtern ab und erinnerte ihn an die Königstöchter in den alten Sagen, für die sich ein Held in die schlimmsten Abenteuer stürzte, um sie zu erobern. Ben konnte sich nicht an sie erinnern, dabei hätte er eine solche Schönheit in Trollfurt doch gar nicht übersehen können.

Bis zum Tor ging er ihr entgegen, drei Schritte, und lächelte. Sie sah ihn weiter an. Es gab nicht viele blonde Mädchen in Trollfurt, wie konnte er sie da nicht kennen? Und dann



fiel es ihm ein: Sie musste Sidhys Schwester sein. Deshalb sah sie zu ihm herüber; den Drachen kannte sie zur Genüge. Für sie war Ben das Kuriosum, der Trottel, der ihren Bruder zur Begrüßung in der neuen Heimat mal eben schnell ver-droschen hatte. Derjenige der fünf Dutzend Besucher, der als Einziger rausgeschmissen wurde und sich dabei nicht einmal wehrte, weil er es gewohnt war, rausgeschmissen zu werden. Der verachtenswerte Prügelknabe in der vergessenen Stadt am Ende der Welt.

Was für ein Mist. Natürlich lächelte sie nicht und winkte auch nicht. Sie passte einfach nur auf, dass Ben nicht wieder zurück auf ihren Grund stolperte. Sein Herz pochte immer noch schnell, und das Blut schoss ihm ins Gesicht.

Fluchend vergrub Ben die Hände in den Hosentaschen und stapfte davon, nur irgendwohin, rauf in die einsamen Berge. Heute wollte er niemanden mehr sehen.

## EIN NEUES HEIM

In den nächsten Tagen sah man ganz deutlich, welcher Junge in Trollfurt die Schulterknubbel des Drachen nicht berührt hatte. Überall entdeckte Ben strahlende Gesichter, Mädchen lächelten Sidhy hinterher, Jungen klopfen ihm ständig auf die Schulter und machten seiner schönen Schwester Nica den Hof. Alle sprachen davon, wie viel Reichtum Trollfurt zu erwarten hatte, jetzt, da das Glück in die Stadt zurückgekehrt sei und in der Mine wieder Blausilber gefördert werden würde. Dann würde sicher auch der Orden der Dracheneritter wiederkehren.

Yanko erzählte eines Mittags, dass seine Eltern aufgehört hatten zu streiten und dass er einen Gulden gefunden hatte, einfach so, die blinkende Münze hatte mitten auf der Straße gelegen.

»Ein Gulden, Ben, ein ganzer Gulden!«

»Ein halber wäre ja auch zu blöd gewesen«, brummte Ben missmutig. So viel Geld hatte er noch nie besessen.

Yanko lachte, klopfte ihm auf die Schulter und lief nach Hause.

Ben hatte kein Geld gefunden, nicht einmal einen alten Knopf, gar nichts. Er hatte auch noch kein Wort mit Nica gewechselt, er wusste nicht einmal, was er sagen sollte, sollte er sie je ohne einen ihrer Verehrer oder ohne Freundin antreffen. Verehrer und Freundinnen hatte sie selbstverständlich zuhauf, sie konnte schließlich seit Jahren Feuerschuppens Schulterknubbel reiben, wann immer sie wollte.

Er hatte dafür Ratten im Haus, die ihm in drei aufeinander folgenden Nächten das Frühstück wegfraßen; Vorräte besaß er nicht, und so verbrachte er die Vormittage hungrig, bis er einen Fisch fangen oder eine Frucht stibitzen konnte.

Manchmal schubste ihn irgendein Junge herum, wenn Sidhy in der Nähe war, um diesen zu beeindrucken.

Von einem der Nachbarhäuser löste sich ein Dachziegel und stürzte neben ihm zu Boden. Dass er nicht getroffen wurde, konnte man eigentlich nicht Glück nennen; es war einfach eine Warnung der Götter. Und als ihm am nächsten Tag beim Üben mit der alten Klinge ein Ast ins Gesicht schnellte und ihm fast das Auge austach, wusste er, jetzt wurde es ernst. Die breite Schramme auf seiner Wange blutete, er ging augenblicklich nach Hause, ohne weitere Äste im gespielten Drachenkampf abzuhacken.

Seine Warze juckte wie wild, bis plötzlich neben ihr eine zweite zu wachsen begann. Ein kleines, hässliches, weißes Ding. Panisch drehte er die Hand im hellen Sonnenlicht hin und her, ob irgendwo noch eine dritte Warze wäre. Noch konnte er keine entdecken. Aber an zwei Punkten schien ihm seine Haut bleicher als sonst. Waren das erste Anzeichen? Würden dort Warzen wachsen? Er strich die Stellen mit Speichel und kühlte Erde ein und murmelte Hellwahs Namen.

Wenn alle anderen in Trollfurt nun Glück hatten, musste ja alles Pech bei ihm hängen bleiben. Das durfte nicht sein, das konnte er nicht einfach so zulassen! Er musste irgendwie zu Feuerschuppe gelangen, um seine Schulterknubbel zu reiben. Anders würde er nicht mehr lange überleben.

»Jetzt übertreibst du aber«, sagte er sich, aber sicher war er nicht. Wenn wirklich alles Pech Trollfurts auf ihn fiel, dann würde er sterben müssen. Das sollte er sich gar nicht schön-

reden. So viel Pech konnte niemand überleben. Seine einzige Hoffnung waren Feuerschuppens Schulterknubbel, und wenn er sie gerieben hatte und das Glück ihm wieder hold war, fand sich vielleicht ja auch eine Drachenschuppe, mit der er seine beiden Warzen wegzaubern konnte. Oder wie viele auch immer es dann sein würden. In ihm saß die Angst, dass er auf dem Friedhof doch gesehen worden war und sich die Warzen nun über seiner Hand ausbreiten würden, vielleicht über den ganzen Arm oder gar seinen ganzen Körper. Alles würde jucken, er würde sich nur noch schwerfällig bewegen können, und dann ginge er als Ben der Warzenjunge in die Geschichte Trollfurts ein. Eine Lachnummer und zugleich der Schwarze Mann, mit dem man kleine Kinder noch lange nach seinem viel zu frühen Tod erschrecken konnte.

Ben beschloss, erst wieder einen Fuß vor die Tür zu setzen, wenn er einen Plan hatte, wie er ungesehen in Feuerschuppens Stall gelangen konnte. Na gut, um sich Essen zu beschaffen, musste er hinaus, aber das würde er nachts machen. Er wollte einfach keiner dieser glücklich grinsenden Gestalten begegnen.

Er legte sich auf sein Bett und starrte an die Decke. Hier hatte er seine Ruhe, aber ein Plan wollte ihm nicht einfallen. Er dachte an das hohe Tor aus Stahlgittern um das Anwesen, den verschlossenen Stall, die muskulösen Bediensteten, den freundlichen Yirkhenbarg, dessen Freundlichkeit jedoch sicher nicht gegenüber nächtlichen Eindringlingen galt. Er verfluchte den hochnäsigen, widerlichen Feigling Sidhy und verdrosch ihn in Gedanken immer wieder. Das half ihm natürlich nicht im Geringsten weiter.

Die meiste Zeit dachte er jedoch an die schöne Nica, aber auch das führte ihn nirgendwohin. Ja, wäre sie seine Geliebte,

dann könnte sie ihm den Schlüssel für das Tor hinter einem losen Mauerstein verstecken, und Ben könnte so auf das Anwesen gelangen, zu Feuerschuppe und dann zu ihr, und er würde mit ihr fortgehen, am besten mit ihr auf Feuerschuppe davonreiten ...

»Denk an deinen Plan!«, ermahnte er sich und schlug mit der Faust gegen die Wand. Was sollten diese romantischen Träumereien? Er hatte ernsthafte Probleme, um die er sich kümmern musste, und eine wuchernde Warze. Wenn er mit Nica in den Sonnenuntergang reiten wollte, dann musste er sie schon entführen, freiwillig käme sie nicht mit. Und auch den Drachen müsste er entführen. Wenn ein armer Schlucker wie er ein Mädchen wie sie gewinnen wollte, dann brauchte er Glück. Und genau hier war er wieder am Anfang angekommen.

Sein Magen knurrte, aber er würde jetzt nicht rausgehen. Erst später, wenn es dunkel war.

Er drehte sich um und starrte auf das große Drachenbild, das er an die Wand gekritzelt hatte. Der Schulterknubbel war schon nicht mehr zu erkennen, die ganze Kohlefarbe fortgerieben, so sehr hatte er versucht, ein wenig Glück durch die Zeichnung herbeizurufen. Natürlich vergebens.

»Ich werde das Glück zu mir zwingen«, presste er zwischen den Zähnen hervor.

In diesem Moment klopfte es plötzlich an die Tür. Drei schwere Schläge von einer großen Hand. Das war sicher nicht Yanko. Aber wer sollte ihn sonst besuchen?

Manchmal, wenn seine Mutter früher, viel früher, einen guten Tag gehabt hatte und er einen schlechten, hatte sie ihn auf den Schoß genommen und gesagt, er solle nicht traurig sein, irgendwann, wenn er es am wenigsten erwartete, würde

das Glück an seine Tür klopfen. Damals hatte er immer gekichert, denn er fand die Vorstellung lustig, das Glück würde wie ein echter Vagabund von Haus zu Haus wandern, er würde die Tür öffnen, und es sagte: »Hallo, mein Junge, ich bin das Glück. Was kann ich für dich tun?« Also hatte er immer öffnen wollen, wenn es geklopft hatte, aber nur ganz selten hatten Vagabunden vor der Tür gestanden, und nie das Glück.

Wieder klopfte es.

»Ben! Junge! Bist du da?«, fragte eine tiefe Männerstimme. Ben hatte keine Lust, jemanden zu sehen. Er schwieg.

»Wenn du da bist, mach auf.« Wieder klopfte es. »Wir kommen jetzt rein!«

»Was?«, rief Ben. »Wartet.« Er sprang vom Bett und stolperte, rappelte sich wieder hoch und schlurfte zur Tür. Wenn das nicht wichtig war, dann ...

»Hallo Ben.« Vor der Tür standen drei Büttel, das Wort führte der Oberbüttel Gunnadrakh, ein riesiger, bärtiger, bärenhafter Mann mit ungebändigtem dunklem Haar, der eigentlich nur dann ungemütlich wurde, wenn man ihm widersprach.

»Herr Oberbüttel«, sagte Ben und fragte sich, ob ihn jemand beim Apfelklauen gesehen und angeschwärzt hatte. Aber würden die Büttel deshalb zu dritt kommen? »Kann ich Sie hereinbitten?«

»Nein, danke«, brummte Gunnadrakh. »Eigentlich sind wir gekommen, um dich herauszubitten.«

Die beiden anderen Büttel feixten und nickten.

»Warum das? Können wir nicht hier auf der Schwelle reden?«

»Es geht nicht um ein nettes Plauderstündchen, Ben. Wie du sicher weißt, hat Herr Yirkhenberg die Blausilbermine

oben am Berg gekauft. Und zur Mine gehören auch alle Arbeiterhäuser am linksseitigen Ufer. Als neuer Besitzer hat er uns gebeten, alle widerrechtlich besetzten Häuser zu räumen. Also auch dieses hier.«

»Was?« Ben gaffte die Büttel an. »Aber ... aber ... ich wohne hier!«

»Du hast hier gewohnt, solange der Besitzer das toleriert hat.«

»Und jetzt? Was soll ich denn jetzt machen?«

»Hast du's nicht verstanden? Du sollst gehen. Mach Platz für die anständigen Arbeiter, die demnächst kommen werden. Und sei froh, dass Herr Yirkhenbarg so großzügig ist, nicht die Miete für die letzten Wochen zu verlangen. Da hat ihm das Haus nämlich schon gehört.«

Ben konnte es nicht glauben; das musste doch ein schlechter Scherz sein. Hier waren weit und breit keine anständigen Arbeiter zu sehen, nur verlassene Häuser. Er hatte Yirkhenbarg nichts getan, der Mann war doch freundlich gewesen und ...

*Sidhy!*, dachte Ben. *Das war sicher Sidhys Idee!* Der hässliche Echsenkopf hatte seinen Vater aufgehetzt. Dieser verfluchte Kerl!

»Junge, komm, jetzt mach keinen Ärger. Beweg dich hier raus und verschwinde.« Der bullige Büttel mit den kurzen schwarzen Haaren grinste ihn fies an und winkte ihn mit der Rechten nachlässig heraus. Ben war von ihm schon mal beim Zitronenklauen erwischt worden, aber er hatte seinen Namen wieder vergessen.

»Ich muss mein Zeug holen«, brachte er hervor. Die meinten es tatsächlich ernst.

»In Ordnung.« Oberbüttel Gunnadrakh nickte gnädig.

»Trödel aber nicht herum«, sagte der Bullige nicht ganz so gnädig. »Wir warten hier. Und wir haben noch anderes zu tun.«

Ben drehte sich um und warf die Tür hinter sich ins Schloss. Er hörte noch, wie der dritte Büttel sagte: »Lass ihm doch ein paar Minuten. Der Junge verliert gerade sein Zuhause.«

»Genau genommen ist es nicht sein Zuhause, deshalb sind wir ja hier. Außerdem ist die Hälfte seiner Sachen doch sowieso geklaut. Je weniger er mitnimmt, desto besser.«

Einen Wagen besaß Ben nicht, und er wusste, sie würden ihn nur mitnehmen lassen, was er tragen konnte. Also band er sich rasch aus seinem Gürtel und einem Strick eine Art Pferdegeschirr und knotete es an die große Truhe. In sie stopfte er seine wenige Kleidung, Nähzeug, Besteck, Teller, das Brett, seine zwei Töpfe und die schwere Eisenpfanne, die er im Nachbarhaus gefunden hatte. Dazu drei tote Ratten an einer Schnur, die alte, aber scharfe Axt von seinem Vater, die rostige Übungsklinge, zwei verrußte Laternen, vier Fläschchen Öl und eine Handvoll fast kugelrunder Steine, die er im Fluss gesammelt hatte. Als Letztes presste er seine Bettdecke und das Kopfkissen hinein, oben drauf schnallte er seine Angel, die zu lang war, um in die Truhe zu passen, und die zusammengerollte Matratze.

»Junge!«, brüllte der bullige Büttel vor dem Haus. »Mach schon!«

»Ja!« Ben zerrte die Truhe langsam am Griff zur Tür. Die Matratze löste sich und rollte vom Deckel herunter. Verdammst! Mühsam rollte er sie wieder zusammen, machte einen dreifachen Knoten in die Verschnürung und ...

»Junge! Nun beeil dich!«

»Ich komm ja schon!« Ben atmete tief durch und warf ei-



nen letzten Blick auf die Drachen, vor allem den großen, den er mühevoll an die Wand gemalt und immer wieder verbessert hatte. Viel mehr als das Bild blieb hier von ihm nicht zurück, und das würden die neuen Bewohner bestimmt gleich am ersten Tag abwaschen. Wenn nicht, würde Sidhy es ihnen schon befehlen. Er kämpfte mit den Tränen, aber er würde nicht heulen wie ein Kleinkind. Nicht vor den Bütteln, nicht vor irgendwem aus Trollfurt! Aber er würde Sidhy zum Heulen bringen. Sidhy würde so sehr heulen, dass es in Trollfurt eine Überschwemmung von seinen Tränen geben würde. Und wenn Sidhy darin ertrinken würde, wäre Ben nicht im Geringsten traurig.

Er zurrte die Matratze fest und zog die Truhe mühsam nach draußen. Dort nahm ihm Oberbüttel Gunnadrakh den Schlüssel ab und verschloss die Tür.

»Hier hast du nun nichts mehr verloren«, sagte er noch, dann schlenderten die Büttel davon.

Seine Mutter hatte – wie so oft – nur Unsinn erzählt. Wieder einmal hatte sich gezeigt, dass nicht das Glück vor der Tür stand, wenn es klopfte. Jedenfalls nicht vor seiner.

Ben drehte sich noch einmal um, spuckte gegen die Haustür und wünschte dem nächsten Bewohner alles Schlechte, Warzen, Flöhe und giftige Kakerlaken, groß wie Kaninchen. Dann schnallte er sich sein improvisiertes Geschirr um die Brust und stapfte los. Der Schweiß rann ihm schon bei den ersten Schritten übers Gesicht, die Truhe war ungeheuer schwer, schon leer wog sie mehr als ein Dutzend Pfund.

Noch wusste er nicht, wohin, doch die Sonne stand schon tief. Er sollte einen sicheren Unterschlupf für die Nacht finden, bevor es dunkel wurde, morgen konnte er dann weitersehen. Ein Stück den Berg hinauf gab es eine verborgene

kleine Höhle. Dort hätte er seine Ruhe und wäre näher am Fonksee, wo es die besten Fische gab und das Angeln am ungefährlichsten war.

Als er sich an gerade einmal zwei Häusern entlangekämpft hatte, wollte die Truhe schon nicht mehr weiter. Sie hatte sich in einer Vertiefung aus festgetretener Erde verkantet. Ben drehte sich um und hob die Truhe über das Hindernis hinaus. Es würde ewig dauern, bis er auch nur das Ende der Straße erreicht hätte, ganz zu schweigen vom Stadttor. Und wie er es ohne Glück auch noch den Berg hinauf schaffen sollte, wusste er nicht. Doch aufgeben würde er nicht, er musste erst einmal aus der Stadt rauskommen.

Als sich die Truhe zum dritten Mal in die Erde gegraben hatte und festsaß, konnte er immer noch sein altes Haus sehen, wenn er sich umwandte. Er kam einfach nicht voran. Auf welche Dinge konnte er am leichtesten verzichten? Was konnte er am Straßenrand zurücklassen, ohne dass es jemand stahl, bevor er zurückkam, um es zu holen?

Plötzlich kam Yanko um die Ecke gebogen. Er pffte vor sich hin und zog einen großen leeren Leiterwagen hinter sich her.

»He, Ben, ich habe gehört, du kannst ein paar Räder unter deiner Truhe gebrauchen?«

Ben strahlte seinen Freund an und ließ sich erschöpft und erleichtert zu Boden sinken. »Mann, Yanko! Wer hat das gesagt?« Hemd, Hose und Haare waren so nass, als wäre er einmal quer durch den Dherrn getaucht.

»So direkt niemand. Aber Sidhy hat in der Schule geprahlt, er würde dich noch heute aus deinem Haus werfen lassen. Ich dachte erst, der schwätzt nur mal wieder groß herum, doch als ich heimgekommen bin, war der Büttel Kazhis gerade bei uns, um ein neues Schwert in Auftrag zu geben. Und

er erzählte meinem Vater hämisch, wie sie dich eben rausgeschmissen hätten, was sie schon längst hätten tun sollen, denn das Haus habe dir schließlich nie gehört. Er hat gelacht und sagte, dass du dein Diebesgut kaum schleppen konntest, und allein daran könne man erkennen, dass du ein raffgieriger kleiner Schmarotzer bist. Mein Vater hat gesagt, da könne ich sehen, wohin ein Leben als Taugenichts führen würde und warum du kein passender Umgang für einen wohlherzogenen Jungen bist.« Yanko grinste. »Meine Mutter beschwert sich ja immer, ich sei nicht höflich genug. Ich bin also leider nicht wohlherzogen, und da dachte ich, der Taugenichts könnte vielleicht ein wenig Hilfe gebrauchen.«

»Und wie! Doch zuerst brauche ich eine Pause und einen Schluck Wasser.«

Gemeinsam und mit dem Wagen war es dann ein Leichtes, die Sachen auf den Berg zu schaffen. Die Höhle lag etwa fünfzig oder hundert Schritt abseits des Wegs zur Mine hinauf, und sie war gut verborgen hinter einem Felsen und dichtem Gesträuch. Dort hinauf schafften sie die Dinge ohne Wagen und wünschten Sidhy abwechselnd alle Krankheiten an den Hals, die ihnen einfielen, und noch ein paar, die sie eigens für ihn erfanden.

»Danke«, sagte Ben schließlich, als auch die schwere Truhe endlich oben stand. Die Höhle war nicht besonders groß, aber ein Stück geräumiger als sein Haus. Über die rissigen Wände krabbelten allerlei Insekten und schwarze Gebirgsasseln, der lehmige Boden war von kantigen Gesteinsbrocken übersät. Es roch muffig, und ganz hinten entdeckten sie einen handbreiten Spalt, der hoffentlich nicht bis in Samoths Reich hinabreichte. Im Licht der Laterne konnten sie sein Ende nicht erkennen.

Yanko zuckte nur mit den Schultern. »Ja, schon gut, hättest du für mich doch auch getan.«

Ben nickte.

Yanko nahm das Lederband mit dem verbogenen, durchlochten Groschen vom Hals und reichte es Ben. »Da. Der Groschen hat mir immer Glück gebracht.«

»Aber ...?« Ben starrte ihn an.

»Kein Aber. Du hast ein bisschen Glück echt nötig. Das ist nur ein Groschen, der ist nicht halb so mächtig wie die Schulterknubbel eines Drachen, an denen ich jetzt schon mehrmals gerieben habe. Aber er bringt doch Glück, und du kannst es brauchen.«

Ben hängte sich den Groschen um den Hals und fühlte sich mit einem Mal sicher. Noch einmal sagte er: »Danke.« Fast war es, als fühle er das Glück zu sich zurückfließen, aber das war wohl nur Einbildung und das ferne Rauschen der Schleierfälle.

»Ich muss dann mal.« Yanko nickte ihm zu und stieg zum Leiterwagen hinunter. Während er den leeren Wagen den holprigen Weg ins Tal zog und dabei eine Melodie pfiiff, die er sich aus verschiedenen bekannten Liedern selbst zusammenbastelte, sah Ben ihm lange nach und hielt den Glücksgroschen fest mit der rechten Faust umschlossen.

## FEUERSCHUPPE

Rasch hatte sich Ben eingerichtet, so gut es ohne Möbel eben ging. Die Matratze lag dort, wo ihm der Boden einigermaßen gerade vorgekommen war, daneben stand die Truhe, aus der er nichts herausgeräumt hatte außer dem Kopfkissen, der Decke, einer Laterne und der Scheide mit dem langen, scharfen Dolch, mit dem er immer die Fische ausnahm.

Seit Sonnenuntergang saß Ben auf dem Felsen vor der Höhle und starrte ins dunkle Tal. Es war beinahe Neumond, doch eine schmale Sichel und die Sterne erleuchteten den wolkenfreien Himmel. Er wartete darauf, dass in Trollfurt die letzten Lichter verloschen. Yankos Groschen würde ihm genug Glück bringen, um sich bis zu Feuerschuppe zu schleichen. Dann würde er die halbe Nacht lang die Schulterknubbel des Drachen reiben und sich dabei überlegen, wie er Sidhy eins auswischen konnte. Rache war wirklich etwas Wunderbares. Dennoch freute er sich tatsächlich noch mehr darauf, den Drachen wiederzusehen.

Irgendwo weiter oben am Berg löste sich ein Stein und rollte hinab, und ein einsamer Felsenwolf heulte den Mond an. Ben holte den Dolch aus der Scheide. Angst hatte er keine, aber deshalb musste er ja nicht alle Vorsicht außer Acht lassen. Angestrengt lauschte er in die Nacht, doch das nächste Wolfsheulen erklang ein Stück weiter entfernt. Gut so. Er sah wieder nach unten.

Nur noch eine Handvoll Lichter brannten in der Stadt, es

wurde Zeit. Alles konnte er von hier oben natürlich auch nicht überblicken, nicht die Rückseiten der Häuser, nicht jene im Schatten der Stadtmauer, aber bis er unten war, würde die Stadt schlafen.

Ben steckte den Dolch kurz weg, sprang vom Felsen und zerrte einen frisch abgerissenen Ast mit vielen Verzweigungen und noch beinahe grünem Laub vor den Höhleneingang. So würden während seiner Abwesenheit keine großen Tiere hineingelangen.

Danach nahm er den Dolch wieder in die Hand und stieg bedächtig zum Bergweg hinunter. Diesem folgte er bis ins Tal, dann schlich er querfeldein zu den Schleierfällen hinüber. Zum Stadttor würde man ihn jetzt nicht einlassen, nicht, nachdem er aus seinem Haus geworfen worden war. Nicht, wenn er keine plausible Geschichte vorzuweisen hatte. Doch wozu sollte er sich eine Geschichte zusammenschwindeln, wenn es einen viel einfacheren Weg in die Stadt gab? Grinsend ließ er sich unterhalb der Schleierfälle in den Dherrn gleiten.

»Oh, verdammt«, zischte er. Der Weg war einfacher, aber auch deutlich kühler.

Langsam ließ er sich von der Strömung mitreißen, nah am Ufer, wo er jederzeit mit den Füßen den Grund erreichen konnte. In Friedenszeiten patrouillierten nur wenige Nachtwächter auf der Stadtmauer, denn Trollfurt lag abseits der großen Handelsrouten, eigentlich abseits von allem. Fremde verirrteten sich nur selten hierher. Die Tore wurden bewacht, doch über dem Fluss war schon lange kein fester Wächter mehr postiert.

Die Stadtmauer war drei Mann hoch, und in der Nacht, von unten aus dem Fluss betrachtet, wirkte sie noch viel massiger, ein schwarzer, unüberwindlicher Block. Doch in der

Mauer befand sich ein Durchgang für den Fluss, der jetzt im Frühsommer bis etwa einen Schritt Raum zwischen dem Stein und dem Wasserspiegel ließ; zu Zeiten von Hochwasser schwappte die Flut gegen das Gemäuer, auch wenn das meiste Wasser dann in den beiden Überlaufgräben um die Stadt herumgeleitet wurde. Der einzige Haken an dem Durchlass war, dass er mit einem groben Gitter aus massiven Eisenstangen versehen war.

Ben wurde von der Strömung gegen das Gitter gedrückt. Kleine Wellen plätscherten um ihn herum, das Wasser drang ihm in Nase und Ohren, den Mund hielt er fest geschlossen. Langsam zog er sich am Gitter entlang zur Flussmitte. Dort holte er tief Luft und tauchte hinab, zog sich im Dunkeln bis an den steinigen Grund und tastete dabei immer nach dem Gitter. Yanko hatte ihm erzählt, hier wäre eine Lücke, sein Vater hätte sich beim Ausbessern des Gitters vor ein paar Jahren verrechnet und wäre dann zu faul gewesen, es zu korrigieren. Welcher Feind würde schon davon wissen und so in die Stadt gelangen? Von außerhalb des Wassers wäre ja nichts zu erkennen. Doch auch für Ben, der davon wusste, war kein Durchkommen. Er tauchte wieder auf und holte möglichst leise Luft.

Hatte Yanko ihn angelogen? Nein, sicher nicht. Wahrscheinlich war Ben nur nicht in der Flussmitte. Er taxierte die Ufer und zog sich dann am Gitter ein Stück weit nach links. Er füllte seine Lungen mit Luft und stieß wieder in die Tiefe hinab. Das Wasser schob ihn gegen das Eisen, er tastete nach dem Grund. Endlich war er unten, aber auch hier ließ das Gitter nur eine Handbreit Raum. Ben tastete nach rechts und links und noch weiter nach links, und da spürte er es – der Boden sackte noch einmal ab, das Gitter aber machte

eine Art Bogen nach oben. Er drückte sich ganz zum Grund hinab, und der Fluss spülte ihn unter dem Gitter hindurch. Da verhedderte sich sein weites Hemd am Ende einer Stange. Panisch griff Ben hinter sich, doch er bekam den Haken nicht zu fassen. Er wollte nicht ertrinken! In diesem Moment huschte eine handgroße Wasserfee mit Regenbogenflossen vor seinem Gesicht vorbei, und mit letzter Hoffnung dachte er: *Ich will hier weg!*

Denn wenn man eine Wasserfee sah, durfte man sich etwas wünschen, fischte man sie dagegen aus dem Dherrn, brachte dies sieben Jahre Pech. Deshalb angelte Ben auch lieber am Fonksee, wo es keine Wasserfeen gab.

Kaum hatte er seinen Wunsch zu Ende gedacht, konnte er sich wieder losreißen. Dabei schürfte er sich die Schulter und den Rücken auf, aber nicht tief; es blutete kaum.

Schnell, aber vorsichtig tauchte er in der Stadt an die Oberfläche. Tief atmete er durch und küsste mit zitternden Lippen Yankos Groschen. Zum ersten Mal seit Tagen hatte er wieder Glück gehabt.

Ein Stück weit schwamm er mit der Strömung, es war besser, nicht direkt an der Mauer aus dem Wasser zu steigen, falls irgendein Nachwächter doch einem Anfall von Pflichtbewusstsein erlegen war und das Würfelspiel verlassen hatte.

Ben wollte eben in der Nähe der Brücke ans Ufer klettern, da fiel ihm ein, dass das Anwesen des Minenbesitzers mit der Rückseite an einen Seitenarm des Dherrn grenzte. Von dort wäre es wahrscheinlich leichter, auf das Grundstück zu gelangen; sollte ein Bediensteter Wache schieben, dann sicher vorne am Tor.

Die Seitenarme des Dherrn waren eigentlich künstliche, schnurgerade verlaufende Kanäle, die Dagwarts Urenkel Me-



des angelegt hatte, um den vornehmen Häusern den Weg zum Brunnen und Fluss zu ersparen. Nur eine Spielerei und nicht von so großer Bedeutung für die vornehmen Leute, die ja ohnehin nicht selbst zum Brunnen liefen, sondern ihre Mägde und Knechte schickten. Ben vermutete, dass Medes einfach von Wasser besessen gewesen war, denn auch die Wasseruhr hatte er errichten lassen, ebenso wie die Aquarien im Tempel der anderen Götter und die riesige Mühle hinter der Stadt, die von drei miteinander verbundenen Wasserrädern betrieben wurde und das Korn schneller zu mahlen vermochte, als jeder Müller es nachfüllen konnte.

Ben schwamm also weiter, unter der Brücke hindurch, über die eben zwei Betrunkene nach Hause torkelten – oder zumindest in die Richtung, in der sie ihr Zuhause vermuteten.

»Ich wusste gar nicht, dass wir so viele Brücken in Trollfurt haben«, lallte der eine.

»Das fällt dir bei Tag nur nicht auf, weil die alle gleich aussehen«, erwiderte der andere.

Eigentlich war es nur eine große Brücke, dachte Ben, dazu drei schmale Stege aus Holz und die kleinen Stege über die Kanäle. Grinsend bog er nach rechts in den ersten Kanal, der hinter den Häusern der Hauptstraße entlanglief. Es war still hier, das Wasser ruhig, es floss langsam und ohne große Wellenbewegungen dahin. Manchmal erklang ein Platschen, wenn eine Flussechse oder eine Wasserratte auf- oder untertauchte. Aus einem geöffneten Fenster drang lautes Schnarchen und leises Motzen, das Ben jedoch bald hinter sich ließ.

Schließlich hörte er ein tiefes Schnauben, dessen Ursprung in der Nacht vor ihm lag. Es war leise, und doch spürte er es im ganzen Körper, wie ein leichtes Vibrieren.

Feuerschuppe.

Er erreichte die rückseitige Mauer um Yirkhenbargs Anwesen. Ein vielleicht zwei Fuß schmales Rinnsal zweigte vom Kanal ab und strömte durch ein massives Gitter in der Mauer; hier kam er sicher nicht hindurch. Eine Hintertür, wie in vielen anderen Anwesen, fand sich auch nicht. Ben stieg auf den schmalen, von Gras und Unkraut überwucherten Uferstreifen zwischen Kanal und Mauer. Der sanfte Nachtwind ließ ihn frösteln. Leise schlüpfte er aus dem Hemd, wrang es aus und stopfte es in den Hosenbund, die Tropfen auf seiner Haut wischte er fort, so gut es ging. Die Hose behielt er an, er presste nur schnell so viel Wasser wie möglich heraus.

Der vergitterte Durchlass in der Mauer wurde von einem Rundbogen verziert. Der Bogen war nicht besonders breit und in der Mitte nicht einmal hüfthoch, doch vielleicht reichte es aus. Ben setzte die linken Zehenspitzen darauf und drückte sich mit dem rechten Fuß vom Boden ab. Sofort reckte er die Arme nach oben, und tatsächlich konnte er mit den ausgestreckten Händen an die Mauerkante greifen.

Ben war ein guter Kletterer, oft genug war er in den Bergen gewesen und auf zahlreiche Felsen gekraxelt. Jetzt zahlte es sich aus. Er zog sich mit den Armen hoch, schwang ein Bein auf die Mauerkante und wälzte sich ganz hinauf. Auf der anderen Seite ließ er sich direkt über dem Rinnsal hinab, das gemütlich in Richtung Brunnen im Hof dahinplätscherte, und tatsächlich ertasteten seine Füße auch hier einen Zierbogen. Er nutzte ihn als Trittfläche und ließ sich ins Gras hinabsinken.

Er wusste, dass Yirkhenbarg weder Hunde noch Wachdrachen besaß, trotzdem lauschte er, ob nicht irgendwo ein Wächter zu hören war. Das war nicht der Fall, doch irgendwo vor ihm erklangen wieder tiefes Schnauben und unruhi-

ges Scharren. Lief der Drache in seinem Stall auf und ab? Es erschien Ben seltsam, dass er Feuerschuppe durch die Wände so deutlich vernehmen konnte.

Moment! Was hatte Sidhy damals gesagt? Sie würden als Erstes eine breite Tür auf der Rückseite der Stallungen anbringen, damit Feuerschuppe rein und raus konnte, wie es ihm gefiel. Und das hier, wo Ben gerade stand, war die Rückseite des Anwesens, die an die Rückseite der Stallungen grenzte!

Eine massige Gestalt kroch auf ihn zu, große Nüstern schnupperten geräuschvoll, als nähmen sie Witterung auf. Weshalb war er sich eigentlich immer so sicher gewesen, dass sich Feuerschuppe über ein erneutes Aufeinandertreffen ebenso freuen würde wie er?

Wenn sich Ben nachts einschleichen würde, nicht in Begleitung von Sidhy oder Yirkhenbarg oder Nica, wäre er dem Drachen dann eigentlich willkommen? Oder erkannte Feuerschuppe in ihm nicht eher doch den Eindringling, der schon einmal rausgeschmissen worden war? Hatten Drachen ein derart gutes Gedächtnis?

»Hallo Feuerschuppe?«, flüsterte Ben zaghaft und schluckte. Der Drache war groß genug, um seinen Kopf mit einem Haps zu verschlingen, ohne sich überhaupt die Mühe machen zu müssen, einmal zu kauen. *Ganz schlau, hier einfach mal so über die Mauer zu steigen*, dachte Ben.

Feuerschuppe blies ihm warmen Atem ins Gesicht und schnüffelte, schob seinen Kopf mit dem leicht geöffneten Maul näher. Die handlangen spitzen Eckzähne konnte Ben sogar in der Dunkelheit erkennen, weil sie so nah waren und noch immer näher kamen.

»Ich bin dein Freund, Feuerschuppe, ja, dein Freund. Ehr-

lich«, stopselte er herum, und der Drache stieß ihn mit seinen feuchten Nüstern gegen die nackte Brust, ganz sanft und spielerisch.

Ben atmete tief durch und kraulte Feuerschuppe vorsichtig an der Schnauze. Der Drache blieb ganz ruhig stehen und ließ es sich gefallen.

»Du bist wunderschön«, flüsterte Ben. Die Schuppen zwischen den Nüstern waren warm und glatt, kein bisschen glitschig oder so rau wie die des Standbilds oder die des schwarzen Drachen.

Feuerschuppe brummte leise vor sich hin. Viel tiefer als ein Katzenschnurren, doch es klang ähnlich zufrieden. Langsam wanderte Ben seitlich am Kopf vorbei zur Flanke des Drachen, dabei fuhr er mit seiner Hand weiter über die Drachenschuppen, bis er einen Schulterknubbel erreichte, der beinahe so groß war wie ein menschlicher Kopf.

Feuerschuppe sah ihn über die Schulter hinweg mit großen, verdrehten Augen an, dann ließ er sich auf dem Boden nieder, und Ben setzte sich neben ihn. Er schmiegte sich an den Drachen und rubbelte mit der erhobenen Rechten weiter über den Schulterknubbel, der aus vernarbtem Gewebe bestand, nicht aus Schuppen. Bens Handfläche begann zu kribbeln wie Muskeln, wenn sie eingeschlafen waren und dann wieder erwachten.

»Was ist das eigentlich für eine grausame Götteridee, dass jeder Drache eine solche Verwundung über sich ergehen lassen muss, bevor er frei von Samoths Bosheit sein kann?«, murmelte Ben und wunderte sich, woher dieser Gedanke kam. Hoffentlich strafte ihn Hellwah nicht dafür.

Doch kein Flammenpfeil stieß vom Himmel herab, und Feuerschuppe brummte einfach weiter vor sich hin.

Also rieb Ben mit kribbelnden Händen auch weiter sanft über den Knubbel, er spürte richtig das Blut darunter pulsieren. Es war, als würde ihr Pulsschlag sich angleichen, als würde etwas durch ihre Haut hin und her fließen. Konnte es wirklich das Glück sein, das durch den Knubbel zu ihm herüberfloss?

Ben erhob sich und lehnte sich über den Drachen, damit er beide Schulterknubbel zugleich berühren konnte. Sie pulsierten, so viel Leben regte sich unter ihren Narben. Ben war jetzt ganz sicher, dass Drachen Glück brachten, er konnte es regelrecht fühlen. Und Feuerschuppe brummte immer weiter, tief und wohligh und glücklich.

Ben erzählte Feuerschuppe, was für ein käferhirniges Ekel Sidhy war, und fragte, ob er sich Feuerschuppe gegenüber auch so mies verhielt.

Der Drache brummte weiter, aber kurz dachte Ben, er hätte den Kopf geschüttelt.

»Dann ist es ja gut«, sagte Ben, obwohl er da schon sicher war, dass er sich die Bewegung nur eingebildet hatte. »Dann ist es ja gut.«

Das Rubbeln war inzwischen fast zu einem Streicheln geworden, die Narben erschienen ihm nun nicht mehr so hart und rau. Er erzählte ihm, wie schön Nica war, aber leider auch unerreichbar für ihn, und wie viel Pech er in letzter Zeit gehabt hatte und wie froh er war, dass dies nun vorbei sei, dank Yanko und auch dank Feuerschuppe. Der Drache verstand ihn natürlich nicht, aber er brummte weiter vor sich hin, und das klang fast zustimmend.

»Du hast nicht zufällig irgendwo eine Schuppe verloren?« Ben lächelte vor sich hin. »Damit würde ich meine Warzen loswerden können. Sonst vertraue ich einfach auf mein kommendes Glück.«

Feuerschuppe ließ ein Schnauben erklingen, das fast wie ein Niesen klang, und brummte weiter. Plötzlich hob er seine vordere Klaue an die Schnauze und knurrte, es knirschte, er drehte den Kopf zurück und spuckte wie beiläufig etwas zu Bens Füßen ins Gras. Dann brummte er weiter, als wäre nichts geschehen.

Ben starrte den Drachen ungläubig an und vergaß, die Knubbel zu reiben.

Feuerschuppe knurrte, und Ben streichelte sofort weiter. Mit den Zehen tastete er über den Boden, bis er etwas spürte. Er umkrallte es und hob es hoch. Es war tatsächlich eine Schuppe.

»Warum hast du das ...? Verstehst du denn, was ich sage?«

Der Drache brummte noch beiläufiger vor sich hin, drehte sich aber nicht um.

In diesem Moment hörte Ben eine Tür schlagen. Erschrocken wandte er sich um und sah eine Laterne hinter den Stallungen auf und ab gehen.

»Feuerschuppe? Hallo?«, klang eine unterdrückte Stimme durch die Nacht. Sie gehörte einem Mann. Ben musste auf der Stelle verschwinden – wenn er erwischt wurde, wäre es um ihn geschehen! Wahrscheinlich würde er grün und blau geschlagen werden, mindestens, aber niemand würde sich groß beschweren, wenn er erschlagen würde. Das konnte einem Eindringling schon mal geschehen, das war schließlich kein Mord.

Hastig griff er sich die Drachenschuppe aus seinen Zehen und schob sie in die Hosentasche.

Feuerschuppe erhob sich und stupste Ben wieder mit der Schnauze an.

»Ich komme wieder«, wisperte Ben und hatte das Gefühl,

der Drache würde lächeln. Dann kletterte er blitzschnell auf die Mauer und rollte sich über sie hinweg.

»Da bist du ja«, sagte der Mann, als sich Ben auf der anderen Mauerseite ins Gras sinken ließ und die Luft anhielt. Das war gerade noch einmal gut gegangen. Das Glück kehrte zu ihm zurück.

»Was ist das?« Die Stimme des Mannes klang plötzlich ernst, in ihr schwang Ärger mit. Auch wenn Ben nicht wusste, was der Kerl meinte, spannte er instinktiv die Muskeln an – bereit zu fliehen oder zu kämpfen, je nachdem.

»Das ist doch ... Hast du einen Eindringling erwischt? Guter Junge, braver Junge. Und nur das eingerissene, blutbesudelte Hemd übrig gelassen? So ist es brav, ja. Hat er geschmeckt, ja? Du wilde Bestie, du.« Der Mann schien jetzt zu lächeln und Feuerschuppe zu kraulen, denn der Drache brummte wieder vor sich hin.

Ben schluckte und war froh, nicht erwischt worden zu sein. Zur Sicherheit tastete er nach seinem Hemd, doch es hing nicht mehr in seinem Hosenbund. Ben fluchte lautlos vor sich hin. Wie sollte Feuerschuppe Menschen auffressen, er hatte doch keine Flügel mehr und war nicht böse. Ihn hatte der Drache auch in Ruhe gelassen – Feuerschuppe war kein gefährliches Monster.

Der Mann hinter der Mauer lachte kurz auf und gab Feuerschuppe einen hörbaren Klaps. »Na, ich bring das Hemd mal wieder rüber auf die Leine, aber waschen und nähen tu ich es nicht. Und du machst dich auf eine gehörige Standpauke gefasst, wenn das Hemd morgen entdeckt wird. Du weißt doch, du sollst keine Wäsche von der Leine reißen. Ich weiß sowieso nicht, was daran so viel Spaß macht, frisch gewaschene Kleidung im Zweikampf zu besiegen.«

Feuerschuppe schnaubte protestierend, und Ben atmete tief durch. Dieser Kerl hatte einen seltsamen Sinn für Humor. Er wollte erst gar nicht herausfinden, wie viel Humor der Mann wirklich besaß, wenn er bemerken sollte, dass auf der Leine kein Hemd fehlte, dass dort vielleicht überhaupt keine Wäsche hing. Ben wollte nicht mehr in der Nähe sein, falls der nun doch auf die richtige Idee kam. Langsam und geräuschlos glitt er ins kalte Wasser und schwamm auf demselben Weg zurück, den er gekommen war. Zurück in sein neues Zuhause.

Sidhy würde eben an einem anderen Tag seine Abreibung bekommen.



## VERBOTENE TIEFEN

In den nächsten drei Tagen richtete sich Ben in seiner Höhle ein. Er zimmerte sich ein ordentliches Gatter für den Eingang, damit er nicht ständig den Ast hin und her schleifen musste, und er zeichnete mit Kohle wieder einen großen Drachen an die Wand. Aus dem dicken Ende eines umgestürzten Baumstamms hackte er sich einen kleinen Tisch heraus sowie zwei einfache Klötze, die ihm und Yanko als Hocker dienen konnten. Außer Yanko wusste niemand, wo Ben jetzt wohnte. Jeden Nachmittag ging er in den Wald und übte das Abhacken von Drachenflügeln an Bäumen. Er würde Drachenritter werden!

Mit der Drachenschuppe hatte er sich seine beiden Warzen aus der Haut gekratzt, mit aller Sorgfalt hatte er sie weggeschabt. Dann hatte er die Schuppe zu einem Pulver zerstampft und auf die offene Wunde gestreut, alles verbunden. Der Daumen hatte furchtbar geeitert, doch die Warzen waren nicht zurückgekehrt.

Yanko hatte also recht behalten, Drachenschuppen waren ungeheuer mächtig. Und zudem hatte Ben mit seinem nächtlichen Besuch bei Feuerschuppe ja das Glück wieder herbeigezwungen. In sein Haus in der Stadt durfte er dennoch nicht zurückkehren.

Es schien, als würden demnächst tatsächlich Arbeiter nach Trollfurt kommen: Yirkhenbarg ließ einige der Häuser am linken Dherrnufer herrichten, die Dächer neu decken und eingeschmissene Fenster neu verglasen. Es waren vornehmlich die

größeren Gebäude, die nahe der Brücke standen. Yirkhenbarg trieb die Handwerker zur Eile an, seine Arbeiter würden wohl bald eintreffen. Dabei bezahlte Yirkhenbarg pünktlich jeden Abend und großzügig, so dass sein Ansehen schnell wuchs.

Als Ben jedoch mit Byasso auf der großen Dherrnbrücke saß, ohne Yanko und ohne einander zu beschimpfen, die Beine baumeln ließ, den Handwerkern bei ihrer Arbeit zusah und dabei auch ein paar wehmütige Blick zu seinem alten Haus sandte, sagte Byasso plötzlich: »Ich weiß nicht, was dieser Yirkhenbarg hier überhaupt verloren hat. Vater fragt sich das auch.«

»Ich dachte, dein Vater wusste als Erster vom Kauf der Blausilbermine und auch von Yirkhenbarg?«, entgegnete Ben.

»Das schon. Aber er wusste ja nicht, dass dieser Kerl hier so auftreten würde, so hochnäsiger, so anmaßend. Dass er sich nicht einfach einfügen würde, sondern mit einem Drachen einmarschieren, als wäre er der Größte. Wie ein König! Als wäre er hier der Bürgermeister und nicht nur einer von vielen Geschäftsleuten am Ort.«

*Daher also weht der Wind*, dachte Ben. Byassos Vater, der Bürgermeister, sah seine Macht bedroht. Laut sagte er: »Immer wenn ich deinen Vater mit Yirkhenbarg sehe, lächelt er und klopft ihm auf die Schulter.«

»Ja, was soll er denn sonst machen? Yirkhenbarg genießt hohes Ansehen, seine Arbeiter werden bald kommen, dann ändert sich hier einiges, wenn wir nicht aufpassen. Einiges!« Byasso sah Ben wissend an.

»Und um das zu verhindern, lacht dein Vater täglich über Yirkhenbargs Scherze und klopft ihm auf die Schulter?«

»Ja, das macht man so«, sagte Byasso. »Das ist Politik, davon verstehst du nichts.«

Und Byasso war nicht der Einzige, der langsam seine Einstellung zu den Neuankömmlingen änderte. Noch gab Sidhy unter den Jungen den Ton an, und noch suchten viele Mädchen Nicas Freundschaft, viele Jungen ihre Nähe. Ihr kleiner Bruder Lenyoni mit der ständig schmollenden Unterlippe dominierte auch noch die jüngeren Kinder. Doch die drei hielten nicht mehr alle in ihrem Bann wie noch während der ersten Tage, als sie neu im Ort gewesen waren und den Drachen in die Stadt gebracht hatten.

Seit Bens Rauswurf war Yanko aus Freundschaft zu ihm nicht mehr gut auf Sidhy zu sprechen und nannte ihn einen feigen und verwöhnten Möchtegern-Tyrannen. Yanko verabscheute jeden, der sich so aufspielte. Ben mochte das, auch wenn er vermutete, dass Yanko es auch deshalb tat, weil er immer selbst gern die Kommandos an die Jungen in seinem Alter gab.

Der Müller-Taque hatte als einer der Ersten eine Abfuhr von Nica erhalten und war inzwischen der Meinung, Schönheit allein sei nicht alles, und die ganze Familie Yirkhenbarg sei sowieso hochnäsig und überheblich und hielt sich für etwas Besseres, nur weil sie einen Drachen verliehen bekommen hatte.

»Dabei sind Pferde doch eigentlich die besseren Reittiere, wenn man genau hinsieht und sich nicht von Größe blenden lässt. Wie man sich auch nicht von der Schönheit blenden lassen soll«, sagte er, und andere, die ebenfalls von Nica abgewiesen worden waren, stimmten ihm lautstark zu.

Unter diesen Jungen entbrannte eine wahre Pferdebegeisterung, und sie organisierten beinahe jeden Tag ein Wettreiten um die Stadtmauer, bei dem sie große Schilder aufstellten, auf denen stand:

## HEUTE

Das große Trollfurt-Rennen.

Nur edle Tiere zugelassen.

Drachen und Stinktiere verboten.

Ben sah sich ein paar Rennen an, doch er konnte die Pferdebegeisterung nicht teilen, er wollte nur Sidhy eins auswischen. Und weil eine Abreibung viel befriedigender war, lauerte er mit Yanko und Byasso dem Sohn des Minenbesitzers auf. Da dieser jedoch von Cirpas, Lugh und Aaser begleitet wurde, waren es Ben, Yanko und Byasso, welche die Abreibung abbekamen. Und zwar eine ordentliche, so dass Bens Glieder noch am nächsten Tag schmerzten.

Als er erwachte, konnte er den rechten Oberschenkel nur unter Schmerzen bewegen. Er war froh, dass er nicht von irgendwelchen Eltern herausgequält wurde, um in die Schule oder irgendeine Lehre zu gehen. Er würde einfach liegen bleiben und später irgendwann ein paar Fische fangen, das war nicht so anstrengend wie Äpfel klauen.

Er starrte über das Gatter hinaus in den blauen Himmel und dachte an Nica. In seinen Träumen war es egal, wie viele andere Verehrer sie hatte und dass er bei ihr sowieso keine Chancen hatte, weil sie zur angesehensten Familie Trollfurts gehörte.

Er hauchte ihren Namen und starrte einfach ins Nichts.

Nach einer Weile stand Ben mühsam ächzend auf und wusch sich, wo es nötig war. Dann humpelte er in die Sonne und setzte sich auf den Felsen. Die Fische konnten noch eine Stunde warten.

Während er faul in der Sonne lümmelte und seinen juckenden, noch immer warzenfreien Daumen kratzte, sah er vier

Kutschen aus dem Süden auf die Stadt zufahren. Staub wirbelte auf, die Straße am Ufer des Dherrn war trocken, denn es hatte lange nicht mehr geregnet. Über diese Straße kamen die meisten Fremden in die Stadt, aber gleich vier Kutschen auf einmal war ungewöhnlich. Ben wäre am liebsten einfach hinuntergelaufen, aber sein Bein schmerzte, und er war völlig ausgepumpt. So blieb er sitzen und beobachtete alles, was passierte.

Die Kutschen erreichten das Stadttor und wurden rasch eingelassen. Sie rumpelten durch die Straßen, verschwanden immer wieder hinter Häusern, wurden von Neugierigen angegafft und zuckelten schließlich über die große Dherrnbrücke ans linksseitige Flussufer.

Natürlich, die Arbeiter!

Ben war froh, sich nicht hinuntergequält zu haben. Arbeiter waren eben Arbeiter, da gab es nicht viel zu sehen. Sie würden ihre spärliche Habe in die Häuser schaffen, und das wäre das Aufregendste, was passieren würde. Außerdem würden sie hier natürlich wohnen bleiben, er würde ihnen also noch oft genug über den Weg laufen.

Seufzend erhob er sich und griff nach seiner Angel. Bis er endlich am See oben wäre und etwas gefangen hätte, würde sein Magen lauter knurren als alle Felswölfe des Wolkengebirges zusammen. Langsam schlurfte Ben den steinigen, aber glücklicherweise auch schattigen Pfad zum Fonksee hinauf.

Nachdem er die ersten beiden Fische verzehrt hatte, fühlte er sich schon viel besser, längst nicht mehr so jämmerlich wie am Morgen. Das Bein hatte sich mit jedem Schritt wieder an Bewegung gewöhnt, der Schmerz war dumpf und erträglich. Jetzt war Ben auch bereit, sich die Neuankömmlinge

in Trollfurt anzusehen. Doch zuerst wollte er sich noch ein paar Fische für die nächsten zwei, drei Tage fangen, die er in Salz einlegen konnte.

Plötzlich hörte er ferne Stimmen, irgendwer kam den Berg herauf. Die Stimmen klangen tief, sicher nicht Yanko und Byasso oder ein anderer Junge. Doch Erwachsene kamen unter der Woche selten hier hoch. Ben konnte nicht verstehen, was sie sagten, dafür waren sie zu weit weg. Ein Stück noch kamen sie näher, dann entfernten sie sich wieder. Nicht hinab, sondern am Hang entlang.

*Die gehen zur Mine*, fuhr es Ben durch den Kopf. Kaum in der Stadt, gleich zum Arbeitsplatz – solch eifrige Arbeiter mussten Herrn Yirkhenbarg glücklich machen. Vielleicht nahmen sie Ben sogar mit hinein, wenn er große Begeisterung für ihre Arbeit zeigte? Es war einen Versuch wert. Oder er schlich ihnen einfach nach und hoffte, sie würden die Tür hinter sich nicht wieder verschließen.

Seine Neugier war größer als die Angst vor einem Höhlenalp.

Ben holte die Angel ein und versteckte sie und den Eimer schnell im nahen Gebüsch. Dann machte er sich auf den Weg zur Mine. Er lief, so schnell seine schweren Beine ihn trugen, und irgendwann vernahm er wieder die Stimmen. Sie klangen nun dumpfer, und als er um die Bergkante bog, hinter der die Mine lag, sah er eben noch einen fremden Mann in der Tür verschwinden.

»Halt!«, rief Ben, ohne nachzudenken.

Der Kopf des Mannes tauchte wieder auf, er sah sich um und entdeckte Ben. »Was willst du, Junge?«

»Ich will mit«, keuchte Ben und humpelte die letzten Meter heran.

Der Mann trat nun wieder ganz in die Sonne. Er war groß, kräftig und glatt rasiert und trug kein Hemd, etwas, das für einen Erwachsenen unschicklich und auf den Straßen der Stadt eigentlich undenkbar war. Sein langes dunkles Haar hing ihm über die bloßen Schultern, und auf dem linken Oberarm hatte er einen gewundenen grünen Drachen tätowiert. Der Drache war detailgenau in die Haut gestanzt, die Augen wirkten beinahe lebendig, selbst die Narben auf den Schulterknubbeln waren zu erkennen. Ben hatte eine solch kunstvolle Arbeit noch nie gesehen. Direkt hinter dem Mann kam ausgerechnet Yirkhenbarg selbst aus der Mine gestapft. Dieser besaß so viel Anstand, dass er sein Hemd nicht ausgezogen hatte.

Er blinzelte gegen das Licht und lächelte Ben dann an. »Du willst also mit? Wohin denn?«

»In die Mine, Herr Yirkhenbarg.« Ben versuchte möglichst freundlich und treuherzig dreinzublicken. Inzwischen war er nicht mehr so sicher, ob wirklich Sidhy allein für seinen Rauswurf aus dem Haus verantwortlich war. Klar prahlte der Mistbeutel damit, aber entschied nicht letztlich doch das Familienoberhaupt, was getan wurde? Auch wenn Sidhy es angeregt hatte, die Anweisung zum Rauswurf musste letztlich doch der gute Herr Yirkhenbarg gegeben haben. Ben spürte plötzlich den Groll in sich wachsen, aber er ließ sich nichts anmerken.

»Was willst du denn da?«

»Na ja, mein Vater hat dort vor Jahren gearbeitet, aber ich war damals viel zu klein, um ihn da zu besuchen. Und dann wurde die Mine ja geschlossen, und ich habe noch nie einen Fuß hineingesetzt. Dabei will ich unbedingt wissen, wie so eine Blausilbermine aussieht, ich möchte die Loren mit

der schimmernden Staubschicht selbst sehen, von denen ich schon so viel gehört habe. Ihr silbrig-blaues Leuchten in der Dunkelheit ... Die Arbeit in der Mine muss einfach toll sein.«

»Vor allem ist sie anstrengend«, brummte der Arbeiter mit vorgeschobenem Unterkiefer.

Yirkhenbarg sah ihn von der Seite an und lächelte spöttisch, sagte jedoch nichts.

»Anstrengend macht mir nichts aus, Hauptsache, die Arbeit ist spannend.«

»Wie heißt du, Junge?«, fragte Yirkhenbarg. »Gesehen habe ich dich schon einmal.«

»Ben, Herr Yirkhenbarg.« Er bemühte sich, weiterhin zu lächeln. Der wertere Herr Yirkhenbarg hatte ihn also schon einmal gesehen. Wie großzügig. War das bevor oder nachdem er Ben aus seinem Haus hatte schmeißen lassen?

»So, so, du bist also der Ben.« Yirkhenbarg nickte vor sich hin.

Kannte er die Namen der Leute, die er vor die Tür gesetzt hatte, oder hatte Sidhy etwa zu Hause von ihm erzählt? Vielleicht hätte sich Ben doch einen falschen Namen ausdenken sollen. Aber das wäre sicher bald rausgekommen, und er musste ja nicht den mächtigsten Mann der Stadt grundlos anlügen.

»Sie wissen, wer ich bin?«

»Ich habe von dir gehört. Du hast bis vor Kurzem in einem meiner Häuser gewohnt.« Inzwischen hatte das Lächeln seine Augen verlassen, nur auf den Lippen zeigten sich noch letzte Reste.

Ben nickte. Er sagte nicht, dass es genau genommen bis vor Kurzem sein Haus gewesen war, nicht Yirkhenbargs, auch wenn es immer mehr in ihm brodelte. Doch er zwang sich,



an die Mine zu denken und daran, dass Yirkhenbarg ja auch Nicas Vater war. Bestimmt war es nicht das Klügste, gleich mit ihrem nächsten Verwandten einen Streit zu beginnen.

»Wo wohnst du denn jetzt? Immer noch linksseitig des Dherrn?«, wollte Yirkhenbarg wissen.

»Ich dachte, dort gehören alle Häuser Ihnen?«

»Fast alle. Die Häuser einer kleinen Gasse hat mein Vorbesitzer anscheinend verkauft. Aber dort wohnst du demnach nicht?«

»Nein.« Ben schüttelte den Kopf. Er hatte wirklich keine Lust, über seine Höhle zu sprechen. Was sollte er da sagen? *Ich lebe momentan in einer geräumigen Höhle. Nichts Besonderes, aber mit schönem Gatter und tollem Aussichtsfelsen vor dem Eingang. Und die Wände bemale ich eigenhändig. Übrigens, ich liebe Ihre Tochter, vielleicht kann ich sie ja mal auf einen frischen Fisch und einen geklauten Apfel zu mir einladen? Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen? Es ist wirklich eine anständige Höhle.* Ein solches Gespräch wollte er bestimmt nicht führen.

Also brachte er sein ursprüngliches Anliegen wieder zur Sprache: »Aber ich würde wirklich gern mit in die Mine kommen.«

»Das verstehe ich gut, wirklich gut, in deinem Alter war ich auch immer sehr neugierig.« Yirkhenbarg nickte und sah für einen Moment aus, als wollte er Ben über den Kopf streicheln wie einem kleinen Jungen. Zum Glück tat er es nicht. »Aber leider können wir dich nicht mitnehmen. Wir müssen weit hinein, um uns alles einmal anzusehen. Das ist schon für erfahrene Leute nicht ungefährlich, seit Jahren wurden keine Stützpfeiler erneuert, wir wissen nicht, ob es irgendwo Einstürze oder einen Felsrutsch gegeben hat. Nichts ist gesichert, da ist es zu riskant, jemanden mitzunehmen, der keine Er-

fahrung mit Minen hat. Das geht auf keinen Fall. Ich würde es mir nicht verzeihen, sollte dir etwas zustoßen. Zumal du wirklich ein wenig angeschlagen aussiehst, Ben.«

»Ich bin wirklich vorsichtig«, versprach Ben so aufrichtig er konnte, aber Yirkhenbarg sagte nun scharf: »Ich habe Nein gesagt!«

Nichts lächelte mehr an ihm, er wirkte mehr denn je wie ein Mann, der das Befehlen gewohnt war und keinen Widerspruch kannte. Ohne es zu wollen, senkte Ben den Kopf und murmelte etwas, das er selbst nicht verstand.

Yirkhenbarg drehte sich um und stieg gemeinsam mit seinem Arbeiter wieder in die Mine. Scheppernd schloss sich die massive Tür hinter ihnen, und Ben hörte, wie ein Schlüssel im Schloss gedreht wurde.

Kurz, ganz kurz hatte Ben noch einen Blick hineinwerfen können, zumindest ein Stückchen, so weit das Sonnenlicht reichte. Und er war sicher, dass auf dem alten, verstaubten Holztisch gleich hinter dem Eingang kein Werkzeug für die beiden Männer bereit lag, sondern Laternen, mehrere Ölfäschchen, Seile und zwei breite Schwerter mit reich verziertem Griff, die in schlichten schwarzen Scheiden steckten.

Ben legte das Ohr an die Tür, doch die beiden sprachen nicht laut genug, als wüssten sie, dass er lauschte. Mehr als undeutliches Gemurmel konnte er nicht verstehen. Nur kurz hielten sich die beiden nah bei der Tür auf, wahrscheinlich, um sich die Lampen und Schwerter an den Gürtel zu hängen. Dann stiefelten sie davon. Langsam wurden ihre dumpfen Schritte immer leiser.

Was wollten sie mit den Waffen in einer Mine? Hauste dort etwa wirklich ein Höhlenalb, oder gab es andere Untiere, die sie erst besiegen mussten, bevor die Arbeit wieder

aufgenommen werden konnte? Der Arbeiter hatte sich zumindest viel geschmeidiger bewegt, als Ben erwartet hätte, es war nicht der gebeugte Gang gewesen, den er von den Knechten der Stadt kannte. Er verharrte noch ein paar Minuten vor dem Eingang und rüttelte an der verschlossenen Tür, doch sie wollte nicht aufgehen. Also humpelte er wieder zum Fonksee, holte seine Angel und Fische und stieg hinab nach Trollfurt, um Yanko von all dem zu berichten.

## UNGEBETENER BESUCH

Er traf Yanko zufällig auf dem Marktplatz, und auch dieser humpelte noch von der gestrigen Prügelei. Es war später Nachmittag, und viele Jungen und Mädchen hielten sich hier auf, von Sidhy, Cirpas, Lugh und Aaser war zum Glück aber nichts zu sehen.

Ein paar Jungen hatten alte Leinenhemden zu einem Ball zusammengebunden, traten ihn quer über den Platz. Andere fochten mit Stöcken oder schnippten kleine runde Steine möglichst nah an den Sockel von Dagwards Standbild. Die jüngeren Mädchen sprangen abwechselnd über ein Seil, das von zwei anderen im großen Bogen geschwungen wurde. Die älteren saßen aufrecht auf den Bänken vor der Wasserruhr und redeten, manche nähten oder stopften dabei irgendwas. Mitten unter ihnen befand sich auch Nica. Ben sah zu ihr hinüber und wandte sich dann ab, bevor sie seinen Blick bemerken konnte.

»He, Yanko! Wie geht's?«, rief er und schlenderte mit den Händen in den Hosentaschen zu seinem Freund hinüber.

»Ben, alter Junge, alles klar?«, rief dieser zurück, und dann lehnten sie sich an die Rückseite des Standbilds, wo niemand mit runden Steinen spielte.

Ben stand so, dass er über Yankos Schulter hinweg zu Nica schauen konnte. Er erzählte, was er eben an der Mine erlebt hatte.

»Schwerter?«, fragte Yanko darauf. »Ich sage dir, wir brauchen den Schlüssel! Wir müssen unbedingt einen Blick in die

Mine werfen. Schwerter! Damit suchen die sicher kein Blausilber. Da steckt etwas anderes in der Mine!« Yanko gehörte zu den Jungen, die die Aussicht auf Untiere spannend fanden. Er war überzeugt, dass in der Mine keine wirklich gefährlichen Untiere hausen konnten, denn solche hätten schon längst die Holztür eingerissen und wären in Trollfurt eingefallen. Alle Untiere, die nicht in der Lage waren, eine noch so massive Holztür einzureißen, konnten nicht als gefährlich bezeichnet werden.

Das klang überzeugend, doch Ben blieb misstrauisch. Was, wenn irgendein Untier eben einfach lieber im Dunkeln blieb, als Türen einzureißen?

»Ach was«, erwiderte Yanko. »Du nimmst deinen Dolch mit, und ich leihe uns ein paar richtige Waffen aus Vaters Werkstatt aus, ein Schwert und eine Kriegssaxt müssten sich da auftreiben lassen.«

»Und der Schlüssel?«

»Ja, ich habe doch gesagt, dass wir den brauchen. Mir wird schon was einfallen. Sonst knacken wir das Schloss eben.«

Ben nickte, auch wenn er nicht die geringste Ahnung vom Schlösserknacken hatte, und sah an Yanko vorbei zu Nica hinüber. Sie zuckte eben mit den Schultern, lächelte zurückhaltend und sprach mit einem Jungen, der daraufhin mit hängendem Kopf abzog. Die anderen Mädchen kicherten.

»Ha!«, stieß Ben triumphierend aus.

»Was?«, fragte Yanko.

»Nichts, nichts«, versicherte Ben hastig.

»Ja, ja.« Yanko grinste. »Lass mich raten. Dieses *Nichts-Nichts* hat strahlend blonde Haare und sitzt auf einer Bank bei der Wasseruhr.«

»Ach was!«

»Wenn du es sagst, dann muss ich mich wohl irren ...«

Ben starrte Yanko an. Sollte der doch sagen, was er wollte. Stattdessen fragte er: »Ich hab gesehen, wie die Arbeiter angekommen sind.«

»Ich auch.«

»Und? Vom Berg oben war nicht viel zu erkennen. Wie kamen die dir vor?«

»Wie Arbeiter. Warum?« Yanko mühte sich sichtlich, nicht zu lachen.

»Weil der eine oben an der Mine ...« Ben wich Yankos Blick aus, und seine Augen zuckten automatisch zu Nica hinüber, er konnte nichts dagegen tun. In diesem Moment wandte Nica schnell den Kopf ab. Hatte sie etwa gerade zu ihm herübergesehen? Er fixierte ihre Augen, aber sie wollte einfach nicht mehr hersehen.

»Dir ist echt nicht zu helfen«, brummte Yanko und humpelte davon.

»He! Warte!«

»Warum denn? Damit du mich weiterhin als Deckung benutzen kannst, um zu deinem blonden *Nichts-Nichts* hinüberzugaffen?«

»Jetzt komm schon.« Ben legte Yanko den Arm um die Schulter. »Sei doch nicht gleich eingeschnappt.«

»Gleich eingeschnappt?« Yanko riss sich los. »Du tust so, als wäre ich blind und vollkommen verblödet! Ich geh jetzt Byasso suchen, der traut sich wenigstens mit in die Mine und glotzt nicht immer weg. Du liebestoller Höhlenmensch!«

»Leck mich, dämlicher Moorschädel! Fall vom Berg und brich dir den Hals!« Ben trat nach Yankos Hintern, war aber zu langsam und traf nur Luft. Er hielt sich den Oberschen-

kel, der durch den Tritt wieder schmerzte, und starrte Yanko hinterher.

Dann äugte er kurz zu den Mädchen hinüber und schlen- derte ganz langsam über den Marktplatz und weiter in die Bäckergasse, die zum Dherrnufer führte. Er hatte die wilde Hoffnung, dass Nica ihn gesehen hatte und ihm folgen würde. Doch vielleicht konnte sie nicht sofort weg von ihren Freundinnen, wenn sie sich nicht verraten wollte. Wenn sie etwas für Ben empfand, würde sie später nachkommen. Vielleicht. Er ging bis zum Dherrn, setzte sich ans Ufer und wartete.

Er wartete und wartete, starrte aufs Wasser, warf kleine Steinchen nach Wasserratten. Keine Nica erschien.

Er wartete und wartete, bis sich die Sonne schließlich dem Horizont näherte. Der Fluss verschwand im Schatten der Häuser und hörte auf zu glitzern. Ben wartete vergeblich; es dämmerte und wurde schließlich ganz dunkel. Die Sonne war verschwunden, und auch das Glück hatte ihn verlassen. Er blieb einfach sitzen, dachte an Nica oder an nichts, bis in Trollfurt Ruhe einkehrte, nur noch das sanfte Plätschern des Dherrn zu hören war und hier und da der Ruf eines Tiers. Egal, wie er es drehte und wendete, Nica würde nicht mehr kommen.

Er stand auf und machte sich auf den Weg, um Feuerschuppe zu besuchen.

Als sich Ben bald darauf über die Mauer zum Yirkhenbarg- Anwesen wälzte, lungerte der Drache wieder im hinteren Garten herum. Ben ließ sich mühsam ins Gras hinabgleiten und hielt sich erst einmal den pochenden Oberschenkel, bevor er sich dem Drachen zuwandte.

»Hallo Feuerschuppe, wie geht's?«, flüsterte Ben und kralte den Drachen auf den glatten Schuppen zwischen den Nüstern. Im spärlichen Licht sah es beinahe so aus, als würde er grinsen.

»Ausgezeichnet. Und dir?«, brummte Feuerschuppe mit tiefer, knarzender Stimme.

Ben erstarrte, die Härchen auf seinen Armen hatten sich aufgerichtet, als hätte ihn eine kühle Herbstbrise erfasst, und seine Kopfhaut kribbelte. Hatte der Drache gerade eben wirklich gesprochen? Er kniff die Augen zusammen und riss sie sofort wieder auf. »Du ... du kannst reden?«

»Natürlich kann ich reden. Warum nicht?«

»Weil ... weil ...«, stotterte Ben. Er wusste nicht, was er sagen sollte. In manchen Geschichten sprachen Drachen, aber das waren Geschichten. Konnten Drachen also tatsächlich und wirklich sprechen? »Warum hast du dann letztes Mal nichts gesagt?«

»Herr Yirkhenbarg will nicht, dass ich mit anderen Leuten rede.« Feuerschuppe wiegte den Kopf hin und her.

»Und warum sprichst du jetzt mit mir?«

»Man muss ja nicht immer nur das machen, was andere wollen.« Der Drache zeigte wieder sein eigenwilliges Grinsen. »Aber ich wäre dir sehr verbunden, wenn du mir trotzdem wieder die vernarbten Flügelreste auf meinem Rücken massieren könntest. So, wie du es letztes Mal gemacht hast, ja?«

»In Ordnung«, sagte Ben überrumpelt, und Feuerschuppe drehte ihm die Flanke zu, damit er die Schulterknubbel gut erreichen konnte. Und dann überfiel es ihn siedend heiß: Wenn Feuerschuppe reden konnten, dann hatte er alles genau verstanden, als Ben ihm neulich sein Herz ausgeschüt-



tet hatte. Ausgerechnet der Drache von Nicas Familie wusste Bescheid! Hoffentlich hatte er Nica oder Sidhy nicht alles erzählt.

»Also, was ich dir das letzte Mal gesagt habe, das ...?«, versuchte Ben zu fragen.

»Bleibt unter uns. Ich schweige.«

Ben atmete erleichtert aus und umschloss die Schulterknubbel mit seinen Händen. Sie schienen ihm größer als das letzte Mal, ein ganzes Stück größer sogar. Auch war das Gewebe nicht mehr so vernarbt, sondern weich, fast wie frische Haut, die über eine Schürfwunde wuchs. Beinahe sofort spürte Ben wieder dieses sanfte Pulsieren, dieses Gefühl, als würde das Glück vom Drachen zu ihm hinüberfließen. Oder als würde alles, was in letzter Zeit schiefgelaufen war, seinen Körper verlassen.

»Ah, das ist gut, ja, genau da. Weitermachen.« Feuerschuppe ließ sich auf den Boden sinken und brummte zufrieden vor sich hin.

Schweigend massierte Ben einfach weiter. Dieses Pulsieren war wie eine magische Verbindung zwischen ihm und dem Drachen, er spürte richtig, wie etwas mit ihm geschah, mit ihnen beiden. Die Traurigkeit und Einsamkeit, die er vorhin am Fluss noch empfunden hatte, bröckelte von ihm ab, er fühlte sich glücklich. Mit aller Willenskraft versuchte er das Pulsieren noch zu verstärken, und sein ganzer Körper begann zu kribbeln. Alles schien ihm gut und richtig, nur die Schulterknubbel irgendwie nicht. Waren sie größer geworden? Er hatte sie kopfgroß in Erinnerung, aber jetzt waren sie schon eher länglich und deutlich größer als sein Kopf, etwa so lang wie sein Arm. So konnte man sich viel leichter vorstellen, dass dies einmal Ansätze von Flügeln gewesen waren. Und

oben wirkten sie frisch und weich, lebendig, nicht wie die knotigen Überreste abgeschlagener Schwingen.

»Du, sag mal, sind deine Schulterknubbel gewachsen? Sie kommen mir größer vor«, fragte er also Feuerschuppe, der es ja wissen musste.

»Größer? Nein, das kann nicht sein, das bildest du dir bestimmt ein.« Der Atem des Drachen verlangsamte sich, doch er brummte weiter.

»Aber ich hätte schwören können ...«

»Wie sollen sie denn größer werden? Die sind nicht geschwollen, das waren sie noch nie.«

»Geschwollen?« Ben tastete noch einmal über die Schulterknubbel. Es war zu dunkel, er konnte nichts sehen, aber sie fühlten sich gesund und lebendig an, nicht krank und geschwollen. »Nein, geschwollen sind sie nicht. Sie ...«

»Na also.«

Wenn Feuerschuppe unbedingt recht haben wollte, seinetwegen. Es war schließlich sein Körper, Ben ging das nichts an. Er rieb schweigend über die Knubbel und holte sich so sein Glück. Deswegen war er ja hier.

»Erzählst du mir was über Drachen?«, fragte Ben dann doch wieder. Er war viel zu neugierig, um den Mund zu halten, und die alten Mythen verrieten einfach viel zu wenig. »Wo kommt ihr her? Wie lebt ihr so? Habt ihr auch Helden und Könige und ...?«

Feuerschuppe ließ ein amüsiertes Schnauben hören. »Bist ganz schön neugierig, was? Ich mach dir einen Vorschlag: Lass mich das hier noch eine Weile genießen, nachher erzähle ich dir mehr, ja? Aber erwarte nicht zu viel, unsere Helden sind anders als eure, und Könige haben wir nicht. Nein, so was haben wir nicht.« Mit einem Seufzen verstummte der

Drache. Fast klang er schwermütig, wie abwesend und in wehmütige Erinnerungen versunken.

»Meinetwegen.« Ben war wenig begeistert, aber schwieg erst einmal, zumindest für ein paar Minuten. Dann fiel ihm noch etwas ein. Nachdem der Drache sowieso schon so viel wusste, konnte er auch ganz direkt werden. »Du, Feuerschuppe, hinter welchem Fenster ist eigentlich Nicas Zimmer?«

»Zweiter Stock, das Balkonzimmer zum Garten hin.«

»Danke. Und das von Sidhy?«

»Erster Stock, zweites Fenster von links. Aber auf der Vorderseite, das kannst du von hier nicht sehen. Auf dem Fensterbrett ist eine Auflage aus Stahl für eine Armbrust montiert.«

»Aha«, brummte Ben und starrte zum Haupthaus hinüber, zum Balkon im zweiten Stock. Dort also schlief sie.

»Und, Feuerschuppe ...?«

»Nachher!«, grollte der Drache. »Nachher, habe ich gesagt.«

Gut, dann eben keine Fragen mehr. Während Ben mit den Gedanken bei Nica war und die Schulterknubbel massierte, begann Feuerschuppe wieder zufrieden zu brummen.

Blumen, er musste ihr Blumen auf den Balkon legen, dachte Ben plötzlich. Es war albern und unsinnig, doch Mädchen liebten Blumen, und so sprang er auf und sagte: »Tut mir leid, ich mach gleich weiter.«

Er pflückte alle, die er finden konnte. Hauptsache viele, nachts wirkten alle Blumen grau. Feuerschuppe blieb an der Mauer liegen.

Der Balkon war Teil eines richtigen Vorbaus, an dem sich knorrige Weinpflanzen nach oben rankten. Ben klemmte sich die Blumen in den Hosenbund und griff nach einer möglichst hoch gelegenen Verzweigung, sein Fuß fand zwi-

schen der Pflanze und dem hölzernen Pfeiler Halt. Langsam mühte er sich nach oben, der Oberschenkel schmerzte wieder. Auf Höhe des ersten Stocks rutschte ihm der Blumenstrauß aus dem Hosenbund. Ben drehte sich blitzschnell um und grabste nach dem fallenden Strauß. Als er die Blumen fast erreicht hatte, stach ihm ein böser Schmerz in den Oberschenkel, und er verlor den Halt.

Inmitten der Blumen klatschte er zu Boden. Aus dem Haus drangen verärgerte Rufe, jemand drohte damit, rauszukommen. Verflucht, er musste verschwinden. Sofort! Mit pochenden Schmerzen im Oberschenkel spurtete er zur rückseitigen Mauer, vorbei an dem schweigenden Feuerschuppe. Er wälzte sich über die Mauer hinweg, glitt ohne zu verschnaufen ins Wasser und schwamm den Kanal entlang, folgte dem Dherrn gegen die Strömung und zog sich durch die Lücke im Gitter hinaus aus der Stadt.

Es war schon tiefe Nacht, als er die letzten Meter zu seiner Höhle zurücklegte. Nachdem er unterwegs lange an Nica gedacht hatte, dachte er nun seit einer Weile über Feuerschuppens gewachsene Schulterknubbel nach. Bestand ein Zusammenhang zwischen ihnen und der Tatsache, dass der Drache trotz Verbots gesprochen hatte? Entwickelten sich aus den Knubbeln etwa langsam wieder Flügel?

Ben war zu müde, um einen klaren Gedanken zu fassen, mit jedem schweren Schritt tauchte eine Frage in seinem Kopf auf, aber keine einzige Antwort. Er war schon zufrieden damit, dass er nicht strauchelte, Antworten würde er morgen finden. Die Fragen jedoch wollten nicht weichen. Er konnte sich nicht vorstellen, weshalb die Flügel wieder wachsen sollten, denn von einer solchen Geschichte hatte er noch nie

gehört. Doch wenn es so war – kehrte dann mit den Flügeln auch Samoths Bosheit zurück?

Wenn die Flügelansätze noch weiter wuchsen, über welche Befehle und Regeln würde sich der Drache dann hinwegsetzen?

Feuerschuppe wirkte so freundlich, aber wenn Samoths Bosheit wieder mit aller Macht über ihn kam, was würde er dann anstellen? Drachen mit Flügeln waren von ihrer Natur her Menschenfresser. Würde Feuerschuppe mit Flügeln in Trollfurt wüten und wahllos töten? Warum wuchsen diese Flügel wieder?

Bens Fragen wurden mit einem Schlag hinfortgewischt, als er um seinen Aussichtsfelsen bog.

Das Gatter lag zerbrochen vor dem Eingang.

Ben verharrte augenblicklich, schüttelte die Müdigkeit ab, so gut es ging, und lauschte, doch kein Geräusch drang aus der Höhle. Prüfend sog er die Luft ein, es roch auch nicht streng nach Raubtier, es roch wie immer. Vielleicht hatte ein schlecht gelaunter Bär das Gatter zerstört und war dann weitergetappt. Noch einmal lauschte Ben angestrengt, dann beschloss er nachzusehen, ob irgendein Tier seine Höhle besetzt hatte, schließlich hatte er keinen anderen Schlafplatz. Und wenn er sich auch von Yirkhenbarg aus seinem Haus hatte schmeißen lassen, von einem Tier ließ er sich nicht vertreiben!

Entschlossen zog er seinen scharfen Dolch aus der Scheide. Vorsichtig legte er die letzten Schritte zurück und tauchte ins Dunkel. Noch immer war nichts zu hören. Er ging in die Hocke, ließ sich auf ein Knie nieder und spannte die Muskeln an, so dass er jederzeit aufspringen konnte. Leise tastete er nach Öllampe und Zunder, die er gleich am Ein-

gang hinter ein paar Gesteinsbrocken versteckt hatte. Als er sie gefunden hatte, legte er den Dolch kurz aus der Hand, um Licht zu machen. Er legte ihn direkt neben sein Knie, so dass er ihn auch im Dunkeln mit einem Griff finden würde, sollte es nötig sein.

Die Laterne flammte auf, und Ben erkannte mit einem Blick, dass die Höhle verlassen war: Auch die hintersten Ecken, die vom Lichtschein gerade noch erfasst wurden, bargen nichts Gefährlicheres als flackernde Schatten. Doch irgendetwas war hier gewesen. Oder irgendjemand.

Die Truhe war umgestoßen, der Inhalt überall auf dem Boden verteilt. Seine Angelrute lag in zwei Teile gebrochen neben dem Tisch, die Fetzen des Kissens überall verteilt. Matratze und Decke waren feucht, sie rochen streng, und Ben war überzeugt: Hier hatte jemand seine Notdurft verrichtet. Er wusste nur nicht, ob Tier oder Mensch. Oder hatte sich gar ein Troll erleichtert? Doch Trolle hatte man hier seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen.

Würden Tiere eine solche Verwüstung anrichten und wieder verschwinden? Der einzige Mensch, der wusste, dass Ben hier hauste, war Yanko. Und Yanko kam nicht in Frage, auch nicht nach ihrem kleinen Streit auf dem Marktplatz. Oft genug hatten sie sich schon schlimmer in der Wolle gehabt.

Im hinteren Teil der Höhle entdeckte Ben die Fische, die er am Mittag gefangen hatte. Sie lagen im Dreck, wirkten, als wären sie mehrmals darin gewendet worden wie in Panade, und rochen ebenso streng wie seine Matratze. Das sah nun gar nicht nach einem Tier aus, dachte Ben. Und einer allein konnte es auch nicht gewesen sein, so groß war keine Blase der Welt.

Ben war erschöpft und tief frustriert, er fühlte sich ausge-

laugt und allein. Vertrieben aus Trollfurt, hatte er nun nicht einmal in einer ungemütlichen kleinen Höhle seine Ruhe. Wenn er ein Mädchen wäre, würde er jetzt flennen, so aber riss er sich zusammen und trat nur gegen seine Decke. Warum erwischte es immer ihn? Warum jetzt, wo ihm doch das Glück gerubbelter Schulterknubbel beschieden sein sollte. Was für ein Schweinematsch!

Er stellte die beiden Hälften des Gatters wieder auf und drehte die Matratze um. Die Unterseite war voller Erde, sonst jedoch trocken. Er legte sich hin und deckte sich mit seiner Jacke zu. Morgen würde er den dreimal verfluchten Eindringling suchen und Rache nehmen, dachte er noch, dann war er eingeschlafen.

